

**TREFFEN
JUNGER
AUTOR*
INNEN**

— Hallo Welt.
Kannst du mich
hören? —



© Berliner Festspiele / Treffen junger Autor*innen

Alle Rechte der einzelnen Beiträge liegen bei den Autor*innen
Der Titel wurde einem Text von Liam Talbot entnommen.

Lektorat Lyrik: Yevgeniy Breyger

Lektorat Prosa: Ivy Nuss

Redaktion: ARTEFAKT Kulturkonzepte, Daja Vogt

Grafik & Satz: Christine Berkenhoff

ISBN: 978-3-9826182-2-7

Impressum

Herausgeber: Berliner Festspiele, ein Geschäftsbereich der
Kulturveranstaltungen des Bundes in Berlin GmbH,
Schöneberger Straße 15, 10719 Berlin;
Geschäftsführung: Matthias Pees (V.i.S.d.P.), Charlotte Sieben,
Bonaventure Soh Bejeng Ndikung, Tricia Tuttle;
Design: 3pc; Druck: PIEREG Druckcenter Berlin GmbH

Ermöglicht durch das Bundesministerium für
Bildung, Familie, Frauen, Senioren, Frauen und Jugend

Hallo Welt. Kannst du mich hören?

40. Treffen junger Autor*innen 2025

Herausgegeben von:
Berliner Festspiele / Treffen junge Szene
Treffen junger Autor*innen

Editorial

Könnt ihr sie hören? –

Die Preisträger*innen des 40. Treffen junger Autor*innen

6

I. ohne liebe keine liebe

Johanna Klara Bauer

enklave der panik

11

Charlotte Obenaus

Zähmung

18

Jona Rogalski

Achilles und die Kettensäge

24

II. Hallo Boden. Hallo Decke. Hallo Welt.

Liam Talbot

Mein Mann und ich und eine Frau

33

also

38

Coralie Josephine Spohr

Frakta

39

Loreley Löffler

Pseudo-Poetizität ist eine Alliteration

41

III. Schmalende Gänge / Atmende Weite

Maya Miyata

City Boy takes off	51
Oderkind	52
Ich sehe dich noch in den Sonnenblumen stehen	53
Großeltern	54
Versuch, über Brandenburg zu schreiben	55

Sophie Steger

Die mit dem Kopfsalat	56
-----------------------	----

Miu Dehnel

Der Fuchs kommt nicht mehr	60
----------------------------	----

Marie Helene Zwicker

nachspeisen	67
-------------	----

IV. ... und der graue Staub, der sich irgendwann über sein Grab legt

Maria Buchtijarova

13.320 Sekunden	75
-----------------	----

Ruben Schastok

World Not fair - Geschichten der Hoffnung	79
---	----

Pina Schulze

Drei Tage Regen	83
-----------------	----

V. dem regen, dem salzmeer, den bergen. den pinien,
masuren, dem weizenfeld. der hitze, beton und den
sternen. der kehle, dem stift und dem fingerhut.

Souat Eslek	
Patchwork/intro to the sou/zoo experience no 22	91
Findus Scheuerling	
bekenntnisse an der fleischtheke oder nacktfotos als kühlschrankschmuck	94
Victoria Neuser	
cave canem	104
exsudat	108
Thiess Girardet	
Prosausschnitte und -texte	110

VI. Die unendliche Konstruktion

Alfred Adiel Francis	
Als die Berge versteinerten	121
Im Auge der Krähe ein Mond	123
Auszug aus Mutterstaub	128
Anna Thommes	
Erbrochens in Eden (De la Ritournelle)	130
Auf dem Weg zurück()gelesen.	133
Jasmina Jarysz	
Meeresbluten	135
Liz Preuss	
Schwimmen macht hungrig	139
Fineline	141

Vitae der Preisträger*innen	143
Anthologien	152
Treffen junger Autor*innen	154

Könnt ihr sie hören? – Die Preisträger*innen des 40. Treffen junger Autor*innen

21 junge begabte Autor*innen hat die Jury ausgewählt und im November 2025 zum Treffen nach Berlin eingeladen. Mit dieser 40. Ausgabe ging der Wettbewerb in sein Jubiläumsjahr.

Die aktuellen Literaturtalente können sich hören und lesen lassen, ungeachtet, ob sie 11 oder 21 Jahre alt sind. Sie erzählen von sehr persönlichen Situationen und Beziehungen, denken über soziale und emotionale Integration nach, über Familiengeschichten und Alltagsbeobachtungen, und erörtern Fragen der Weltlage, der Politik, des Klimas sowie sozialer oder ökonomischer Ungerechtigkeit. Neben klaren und präzisen Realitätsschilderungen werden ebenso mystische, wuchtige, unheimliche und apokalyptische Szenarien geschaffen. Es geht um Liebe, queere Identität und die Sehnsucht nach Nähe – ohne sie zulassen zu können. Geschildert werden Erfahrungswelten von Transpersonen, Familienerinnerungen, Formen und Realitäten der Mutterschaft, familiärer Alkoholismus und familiäre Gewalt. Es gibt feministische Texte, die vermitteln, welchem Unverständnis und welchen Übergriffen Frauen heute nach wie vor begegnen. Als Ursprung allen Lebens tritt die Natur in Erscheinung – schön, brutal und verwundet, wie es die Klimakatastrophen bezeugen. Zu lesen sind einfache Erzählungen, wie die des Lebenswegs einer IKEA-Tasche, Geschichten von Wut, Hilflosigkeit und Zerstörungsfantasien, von Einsamkeit, der Suche nach Heimat, sozialer Vereinsamung, von Bomben und vom Krieg in der Ukraine. Und als Gegengewicht dazu erscheint ein Streichelzoo – ein Erinnerungsort kindlich-naiven Friedens.

Rund die Hälfte der Arbeiten ist der Lyrik zuzuordnen, von Langgedichten bis hin zu experimentellen und visuellen Formen der Dichtung. Im Bereich der Prosa finden sich Erzählungen, Miniaturen, Geschichtssammlungen und auch Romanauszüge. Einige Texte arbeiten mit Mehrsprachigkeit. Manchmal sind sie collagenhaft, präsentieren Wort-Steinbrüche oder verbinden geschickt unterschiedliche Sprachrealitäten.

Die jungen Künstler*innen bewegen sich auch jenseits der Alltagssprache, spielen mit Wörtern oder kreieren Wortschöpfungen, sie erproben experimentelle Ansätze, arbeiten mit Rhythmus und Klangsprache, sind lässig pointiert und beherrschen unterschiedliche Register und Tonalitäten, die Raum für Assoziationen der Lesenden lassen.

Ich danke der Jury, für ihre Genauigkeit und Diskussionsfreude, mit der sie bestrebt ist, kein Talent unentdeckt zu lassen. Ebenso geht mein Dank an das Bundesministerium für Bildung, Familie, Senioren, Frauen und Jugend, das durch seine Förderung den Stimmen der jungen Autor*innen Gehör verschafft und sie motiviert, ihre Gedanken und Positionen in die Welt zu tragen.

Liebe Lesende, ich wünsche Ihnen und Euch spannende Begegnungen und intensive Lesemomente mit den Texten der Preisträger*innen des Treffens junger Autor*innen 2025!

Susanne Chrudina

Leiterin Treffen junge Szene

I.

ohne liebe keine liebe

enklave der panik

120 kontakte in deiner telefonapp, aber keinen zu dir selbst. der pavor besetzt den großen biedermeier-ohrensessel der künstlerischen leitung. er schwenkt den rotwein hin und her.

wir lesen sartre, wir sind zarte menschen. sadd're menschen. meine psyché ist eine mietpreisoase. hier und da kommt ein zustand und wohnt dann da, da, wo es kalt wird – fühl ich das am meisten, an den fingergliedern spür ich sie gleiten; und ich schmeiße meine gedanken in den nächsten gulli und ich hab angst, dass sie ins grundwasser kommen. dass ich schmutzige gedanken als teil von mir akzeptiere und sie in die welt weitergebe. der flatscreen flackert still vor sich hin, die kristallkristalle kristallisieren, elektrisches surren und klicken und tippen, beleuchtete gesichter. bildschirm-schein, konturen von nasen und lippen, glimmen in den augen, es zieht wenig wind durchs fenster rein, eine gardine regt sich, die haare über der oberlippe zittern, sonst nichts. links unten zuckt. die zahnräder greifen zuverlässig ineinander, die maschine funktioniert von allein, bin wie eine ratte am tropfen des zuckerwassers, kein brot, kein wasser, kein wein, in mich sickern 1000 erkenntnisse auf einmal: meine dunkelheit, outsource meine selbstwahrnehmung / ich gehe ins pfandhaus und lasse mich von anderen schätzen / auf 8 oder auf 23 / scrollend durch den instafeed, kommentare verfassend, die keiner liest, likend. bilder ziehen vorbei, rhythmisches scrollen, algorithmen folgend, emotionen erzeugend, die niemand fühlt, allegorien, die niemand versteht. krüge fallen aus dem schrank, den boden treffend, zerbersten sie ganz – erinnerungen auf dachböden brennen ab, elternhäuser stehen: ich hab den krug zerbrochen und gehör vor gericht. bin ein käfer, der sich nicht auf die beine zu drehen vermag. das ist alles touch, hier. und das wird eines tages alles dir gehören.

sind wir freunde? / hallo, ich dachte, ich meld mich mal, jetzt, haha,

hab ja schon lang nichts mehr von dir gehört, haha, hast du vielleicht zeit? nein? doch? doch nicht? ok, ja, da kann ich eh auch nicht, na ja, wir finden schon was. dann ein andermal!

ich bleib so ruhig, obwohl gar nichts mehr ruhig ist, mein fließband fließt in mir weiter. affirmationen aufsagen: „ich bin ein guter mensch“, „ich bin ganz ruhig und entspannt“, „ich bin ruhig, entspannt und ein guter mensch“ – doch ich fühl mich gestresst, erpresst, depressed, gehemmt, verklemmt.

der bus rennt vor mir weg, als ich um die ecke biege

da ist nichts mehr, der nächste kommt in 5 oder 37 minuten, das entscheidet man dann.

auf dem boden flattern kassenbons von der einen stadt in die nächste, mannheim, stuttgart, rostock, wien. aus den mülleimern ragend: pizzakartons. gestalt aus dem keller, grau und kalt, mund offen und es hallt hinein und hin und wi(e)der aus dem wald, in den ich rufe, dass ich das nicht kann, was sich vor mir offenbart. ich bilde meinen body. und bilde mich nicht. leises treiben regt den kreislauf an, kräutermischungen, grüne gemüsepulver mit vitaminen, aufgelöst in orangensaft, ganz OK, das lenkt ab. lenk mich ab. lenk mich, verdammt nochmal, ab, weil ich das sonst echt nicht packe. oh, schau. ein reh. lenk um. rascheln im unterholz, die klaffende wut erholt sich nicht mehr, wenn die wunde trieft;

mein finger schiebt sich weiter rein, etwas geht um in europa, aber es ist kein mythos, kein geheimnis und nicht mystisch.

reels / proteine, proteine / feels – ohne liebe keine liebe / deals / schmiere
öl in die maschine, die mir über den rücken fährt. fahr dir über den mund.
meine hand greift nach den dingen, die *handy* für mich sind: sabbaticals, bubble tea, fußgängerzonen / botanicals, panzerglasfolien, chunky flavor, trainieren gehen. ich mag mich nicht mehr, seit ich die anderen gesehen hab und seit ich weiß, dass sie leben, während ich verweile, dass sie sich zu geben wissen wie normale leute, *sheesh*, ich weiß nicht mal, wie man das benutzt. in welchem kontext bin ich nicht subtext? wenn ich ausbrech aus dem, was ich denk. das internet ist für uns alle leider kein neuland mehr, das wir gewaltvoll erobern müssten,
and i kinda just wish it was, love, i really do, but, oh my god, have you seen this? you have to try it!

sind wir freunde? oder gute bekannte, die sich immer mal wieder zufällig begegnen? sind wir freunde? oder kenn ich dich aus der schule? ich hab meine festplatte letztes jahr aus versehen formatiert, während ich die zwei monate im bett lag und kaum gesprochen habe, vielleicht waren es keine zwei monate, ja, es waren fünf oder sechs, weil ich den sinn nicht mehr check – nur das wetter, meine mails / den rechner hab ich aus dem fenster geworfen. das fenster ist das auge nach draußen. im automatismus des lächelns liegt mittlerweile ein pfennig irgendwo und hält das getriebe auf. großmarktfachhandel begeistern mich nicht mehr wie als ich ein kleines kind war, *and i wish they did, love, i really do, but, oh my god, i gotta be on tiktok now*. das ist einfach eskapismus, *love*, ist es. und ich hab meinen

spaß damals in einem guten edeka gefunden, allein die auswahl an bio-bananen war *a-ma-zing*, doch jetzt gibt es nichts mehr, das mir solches *a-maze-ment* spendet.

ich ess mein wasser brav / und ich trink mein gemüse / ich seh jedem alles nach, / weil ich niemandem mehr was verüble / in mir liegt das land kilometerweit brach und auf den gipfeln der berge habe ich meine fahnen geschwenkt, jedes extrem abgedeckt: dicksein, dünnsein, interessiert, gleichgültig, lieb, nett, traurig, wütend – keinen rastplatz gefunden, diese autobahn ist lang und voller *ups and downs*.

die spitze des eisbergs ist erreicht, atem schwer, harter körper weich. bin ich toxic oder fragil? halte ich von mir selber viel / außer abstand?

ich bin kein tiktok-trend: mein körper ist kein kunstwerk und ich weiß das, monet hätte das nicht gemalt, dickinson nicht beschrieben, meine arme sind nicht proportional zum rest des körpers, sie sind zu lang und zu kurz. die hände sind mir von der schweigespflicht entbunden und ich habe schreibepflicht, fühl mich immer noch einer bringschuld, schaffe auch das schweigen irgendwie nicht

i am a poet, love, look at me, i write things i mean, i write the things you don't dare to say.

ich romantisiere mich, persifliere mich, was ich bin, ist

keine poetin, ich vegetiere für die illustrierte wut auf die welt, die man hat, wenn man jung ist.

die jungen wilden sind alt geworden, wir sitzen in gemäßigt wütender runde um den roman-tisch herum und lesen buddenbrooks – verfall einer wortfamilie.

rauchend hochrot schlepp ich mich davon, bin ein hochofen, lauf laut auf hochtouren, sitz weiter im hochstuhl, hab das lätzchen um, ich hab hier nie was zu sagen gehabt, mama, siehst du das? die pubertätsakne geht nicht weg, auf meinen wangen sitzt der babyspeck, es platzen mir die äderchen zu tausenden in den großen, naiven augen, vielleicht bin ich doch zum sterben geboren.

werfe tomatensuppe um mich. angst ist ein schlechter ratgeber, doch ich mache sie mir zu eigen, ich befrage sie täglich zu allen themen, meine angst sitzt bei markus lanz auf einem lehnstuhl und macht es sich bequem, bedient sich gierig an der furcht-bar: werde jeden schönen augenblick verweigern

werde im schatten eines baumes verweilen, wenn die sonne scheint, keine metamorphose, meine wagenreihung ändert sich täglich und immer wieder bei geändertem fahrtverlauf und dem falschen fuhrpark, die sitzplatzreservierungen verfallen alle. / markus lanz fragt, wie es denn kommen könne, dass es so kommen könne.

es ärgern sich alle, jede hilfe kommt zu spät am zielort an. als entschädigung kann man sich ein wasser in wagen 150 abholen. der ist direkt hinter wagen 149, aber das sollte soweit klar sein.

wenn man wer anders wär, dann wär das was anderes, aber ich bin ich, denke ich oft,

das kann niemand ändern, das kann ich nicht hinter mir lassen, das kaschieren keine filter, durch die ich gedankenmaterie durch mein ohr in mich hineingieße, ich kann an mir drücken und mich umziehen, der sommer blüht draußen, vor dem fenster und alle sind im schwimmbad. drinnen schlägt die hitze des moments ihre 10 thesen an die kinderzimmerwand.

nummer 1: man sei sich sicher, immer unsicher sein zu müssen.

nummer 2: nichts auf der welt sei sicher.

nummer 3: die welt an sich sei nicht sicher, kontinuierität fraglich.

nummer 4: sich zu schämen sei das oberste gebot.

nummer 5: chronologie folge keinem system, das system sei anarchie.

nummer 6: anarchie sei unsicher und nur unter bestimmten vorbehalten zu akzeptieren.

nummer 7: zu keinem zeitpunkt sei der tatsache übermäßige beachtung zu schenken.

nummer 8: zu keinem zeitpunkt sei sie zu vernachlässigen.

nummer 9: alles in maßen, das mit zweierlei maß gemessen werde.

nummer 10:

sehr geehrter herr oberste instanz,

es geht mir gut, danke, dass sie nicht nachfragen. danke für ihre rationalität, die sie an den tag und ans herz legen, es hilft nicht, doch es täuscht drüber hinweg, denn sie fragen ja auch nicht nach.

„[sie haben] mich letztthin einmal gefragt“, warum ich behaupte, mich stetig wie ein schlechter mensch zu fühlen. der groll, den ich hege, tendiert, mich zu übermannen, so, wie der ihre mich oft übermannt hat, sind sie doch dennoch nicht der superschurke und kein bösewicht, dafür reicht das angetane übel nicht. meine knöpfe sind alle gedrückt, ich halte sie

fest und schiebe meine finger immer weiter rein in ihre fassungen bis sie von alleine nicht mehr hervorkommen, und ich hoffe, dass ich was fühle. meine fingernägel sind in meine handballen geschoben, drücke die fäuste fest zu und fühle den abdruck des nagelhorns, doch ich fühle nichts sonst. meine obersten hautschichten sind abgetragen, darunter schuppige stellen, weil ich meine hände wasche und wasche und wasche und wasche, man sagte mir, das sei eine kompensation, weil ich zwangsgedanken bekomme, weil ich etwas anderes zu verdrängen strebe. doch bin ich nicht leichthin so strebsam wie ich es sein könnte, strebte ich nach wahrer strebsamkeit; es ist mir gar unangenehm, diesem logischen fortsatz nicht gerecht werden zu können. auf messers schneide habe ich verknüpfungen hergestellt. ich komprimiere mich zu einer zip-datei, ich liege im spam, mit den anderen ordnern, sie finden mich anbei. mit bestem gruß. / das mieseste und undankbarste.

ich trinke noch einen schluck kaffee, bevor ich die tasse aus dem fenster werfe und die stehlampe hinterher. dann montier ich die deckenlampe ab und stecke kindersicherungen in die steckdosen.

der stuhl kommt weg, der tisch kommt weg, die wohnung ist nun im leerstand. keine gefahr geht von mir aus oder in mich hinein. / *sind wir leute?* manchmal seh ich in den ecken deines gesichts, dass du langsam falten hast, doch ich halte mich wacker dagegen, es setzt sich nichts in meinen feisten wangen ab. / du bist erwachsen geworden und ich reboote noch, vielleicht dauert das für immer und ich mäander für immer und ich finde mich nie, das wäre mir peinlich vor all den leuten, die mich in guten momenten erwischt haben, schäm ich mich doch so schon so lang so arg, dass mir wieder entfallen ist, wofür. / probleme werden aus dem boden gestampft, wo noch keine sind, such den ursprung der gedanken, die ich in mir find. *wie geht es dir?* dreimal an, dreimal aus / risse auf meiner haut / und ich schau ohne laut der muskeltzuckung zu.

es sitzt der schalk in meinen faszien / mir gegenüber in der u-bahn / ein mann, eine frau, ein hund, ein kind, ich erahne und schließe. / ich antizipiere gedankenmuster und den rhythmus, den sie einschlagen, kenne den beat: der stress und die wut, mein gebrechlicher mut trägt nur kurz, in mir ruht ein körper / -bild. den bezug zu euch hab ich verloren, irgendwo, anschluss voraussichtlich nicht erreichbar. in der ecke stehe ich und rauche / vor wut.

die u-bahn-böden kenne ich alle in- und auswendig, habe sie gelernt, beim wegschauen, kenne ihre farben. hier nicht stehen.

#throwbackthursday ich bin 15 und trage ein bauchfreies oberteil, jeder mann, den ich sehe, schaut mir auf den bauch. ich zieh ihn ein, als sei er eine zumutung.

sehr geehrter herr vorgänger, / sie verstehen das alles nicht, i know, i know now. aber diskrepanz in der wahrnehmung nimmt meiner erfahrung nicht ihre gültigkeit. es ist auch für sie die letzte stunde, doch das rechte fertigt gar nichts. / sie wissen nicht um die panik, als frau aufzuwachsen. sie wissen nicht um die mundtrockenheit, wenn der herr gegenüber in der tram das dreizehnte mal in den ausschnitt schaut. / sie wissen nicht um die scham vor der ersten periode. sie wissen nicht, was sie alles nicht wissen. alles, was sie wissen, ist, dass sie alles zu wissen glauben. tiefachtungsleer

ich bin 9. separate sexualkunde. wir bekommen je eine binde von unserer lehrerin. als torben / jan / julian wiederkommen, fragen sie, warum sie keine kondome bekommen.

ich bin 13, eine lehrerin ruft mich zum gespräch zu sich und befragt mich über meine schweigsamkeit. daraufhin schäme und überdrehe ich mich bis zum anschlag. eine leicht bespielbare bühne, das publikum ist heute sehr seelig und leichtgläubig. sie cremt sich die ellenbogen ein, während sie mit mir spricht.

sind wir freunde?

hey, es geht mir gerade nicht so gut, hast du vielleicht kurz zeit? / hey, es geht mir nicht gut, hast du kurz zeit? / hey, hast du kurz zeit? / hast du kurz zeit? / hast du zeit für mich?

hast du dir deine zeit gut eingeteilt in deine tagesphasen? routinen etabliert, dein leben kuratiert, aussortiert und angepasst, die eigene nase angefasst? hast du mal einen ingwershot getrunken? ein glas wasser? warst du heute schon an der frischen luft? geh mal in die sonne.

ach so.

guten tag oberster,

sie sind das maß aller dinge. wenn es hart auf hart kommt, entscheidet ihre härtefallentscheidung.

sie weisen die schuld von sich, zu oft und zu regelmäßig, mit zu viel selbstverständnis. sind keiner der menschen, die sich immerzu entschuldigen. werden sie auf ihr feilverhalten hingewiesen, so machen sie sich die intonation und wortwahl vermeintlicher anschuldigungen zu eigen, bis sie

*letztendlich von der gegenseite, über die sie jeglichen schaden gebracht
haben, eine entschädigung erwarten.
voller erkenntnislosigkeit, das mieseste.*

*sehr geehrter fürst von obrigkeit,
sie sind das gesamte dramadreiseck und nehmen alle in ihre wechsel-haft.
mal phlegmatisch, mal lustlos, ein zeitfenster im jahr ist reserviert für
latente euphorie. kritisch.
mit wem werde ich wohl heute sprechen?
dann lass ich es halt.*

und nun? neunzehn sein: ich bin wohlauf und mache mich frei.
ich hab den krug zerbroch'n und gehör' vor gericht,
bin kein käfer mehr, der sich nicht auf die beine zu drehen vermag.
das ist alles touch, hier. und das wird eines tages alles dir gehören.
ich verzichte.

Zähmung

Als wir uns das erste Mal begegnen, erzählt Isabelle mir, wie sie sich als Kind der verwilderten Katze angenommen hat, die durch die Nachbarschaft gezogen ist, ein abgemagertes Gespenst, hin- und hergeworfen zwischen Berührungsbedürfnis und Bissigkeit.

Solche Streuner brauchen vier Dinge, sagt sie. Einen Namen, guten Fisch und zwei Plätze: einen in der Sonne und einen, an dem die nächste Hand zum Streicheln nie weit ist. Sie zählt die Punkte an ihren Fingern ab, und ich frage mich, wie sie sich in so einem Katzenfell anfühlen.

Isabelle ist elf Jahre älter. Das macht nichts. Oder richtiger: Es macht nur etwas mit der Anziehung, die ich ihr gegenüber empfinde.

Ich mache keine Schritte auf sie zu. Ich mache welche zurück und warte, dass sie mir folgt.

Ungefähr so: Ich suche Augenkontakt und verlasse den Raum, sobald Isabelle ihn erwidert. Ich lasse sie meine Nummer auf Französisch auswendig lernen (die Sprache ergibt sich aus den Umständen: auf dem Tisch eine Flasche Sauvignon Blanc, sie hat in Romanistik promoviert, etc.) und schreibe ihr erst nach einer Woche zurück. Ich ziehe Bücher aus ihrem Regal, und anstatt zu fragen, wie sie *Malina* fand, oder zu sagen, dass ich es mochte, lege ich es schief auf die Regalkante.

Das erste Mal, dass ich es vergesse, dieses freche, kalkulierte Sich-Zurückziehen, stehen wir auf einem Balkon. Es ist kalt und bewölkt, wir sind keine Raucher, wenig Gründe also, draußen zu sein.

Isabelle sagt: *Heute ist Neumond.*

Ich sage: *Schade. Sieht man ja gar nicht wegen der Wolken.*

Was ich wieder rede, *schade*, als wäre der Mond dadurch doppelt verschwunden. Isabelle nimmt meine Hand vom Geländer, vielleicht merkt sie, dass es mir in den Fingern kribbelt, mich zu verflüchtigen, wie immer, wenn ich etwas Belangloses vor ihr sage und mich dabei wie ein kleines Mädchen fühle. Isabelle zieht eine Nagelspitze über meine Handinnenfläche, die Linien entlang. Ich muss an den Schallplattenspieler denken, der drinnen etwas sehr Amerikanisches spielt, Bruce Springsteen oder Ähnliches.

Was heißt Gänsehaut auf Französisch?, frage ich, bevor ich darüber nachdenken kann. Isabelle lächelt sanft, so wie bescheidene Menschen triumphieren.

Wenn Isabelle ihre Sonnenbrille trägt, die dunkelbraune, verspiegelte Karree, stelle ich mir vor, dass sie mich dahinter anguckt, die ganze Zeit über, und es reicht mir, dass man das Gegenteil nicht beweisen kann. Wenn sie es nicht tut, werde ich ein kleines bisschen wahnsinnig.

Zum Beispiel: Isabelle hat Freunde da und mich. Seit einer halben Stunde steht sie im Türrahmen zur Küche, immer jemand um sie herum, und kommt nicht los, will es vielleicht gar nicht. Ich sitze auf dem Sofa und halte ein Glas. Ich bin kurz davor, es herunterfallen zu lassen, nur, damit sie für einen Moment herüberschaut. Ich weiß, dass das funktioniert. Eine Weile reicht mir der Film vom Aufprall, den ich in meinem Kopf abspiele. Wenn ich mir aber versuche vorzustellen, wie Isabelles Blick sich auf mich legt, wird es schwammig, als hätte jemand auf die Kameralinse gefasst.

Ich lasse das Glas los, nein, falsch, ich gebe sogar noch ein bisschen Druck mit dazu.

Kein Klirren, kein Scheppern, überhaupt nichts, das Blicke zieht. Das Glas fällt auf Isabelles Teppich, der jegliches Geräusch schluckt, und bleibt dort unversehrt liegen; ich bin von hartem Fischgrätparkett ausgegangen.

Isabelle guckt nicht rüber und mir wird übel.

Ich stehe auf, nehme im Flur meine Jacke vom Haken – eine der obersten, ich habe mich zum Zuspätkommen gezwungen, indem ich noch eine Stunde um den Block spazierte bin – und ziehe die Tür hinter mir zu.

Isabelle schickt mir eine Sprachnachricht, da rieche ich noch nach Heimweg.

Na, du. Ich wusste gar nicht, wie frankophil du wirklich bist, das war ja ein perfekter French exit. Gut, könnte man auch als Irish goodbye werten; nächstes Mal lieber ein Irish toast, ja? Da fällt mir ein: Marlene, du weißt schon, mit dem blonden Fransenpony, hat mich nicht nur mit Anekdoten aus Athen, sondern auch mit Oliven überhäuft, komm doch die nächsten Tage mal vorbei.

Als ich die Nachricht nur fünfzehn Minuten unbeantwortet ertrage, habe ich eine Vorahnung.

Ich versuche, es abzuwenden.

Ich erzähle ihr, dass ich fünf Töchter haben, aber niemals schwanger werden will, dass ich in einer Aussiedlerfamilie im Wald aufgewachsen bin, dass ich auf Golfspielerinnen wette und meinen Körper posthum einfrieren möchte. Isabelle lässt sich nicht abschrecken. Sie hört mir so lange zu, bis die Wahr-

heit kommt. Dann legt sie einen Olivenkern auf ihre Serviette, stellt die Weingläser auf die Spüle und sagt: *Soll ich uns einen Tee machen?* und ich gebe auf.

Ich lade sie zu mir ein. Es gibt Linguine mit Lachs, ich habe ein paar Pinienkerne geröstet und die silberne Käseibe rausgestellt. Ich fühle mich gut als Gastgeberin, älter, als ich es eigentlich bin.

Kurz vor dem Essen stocke ich. Ein Ende des lila Tuchs, das Isabelle immerzu um den Hals trägt, ist über ihre Schulter nach hinten gerutscht. Das ist keine Seltenheit, ich beuge mich dann zu ihr und richte es so, dass es wieder vorn liegt; wenn ich mutig bin, berühre ich dabei ihren Nacken. Daraufhin flüstert sie *Danke* und ihre Stimme kratzt, als hätte sie gradeso einen Husten hinter sich.

Diesmal muss ich mich gar nicht weit vorlehnen, um das Tuch zu richten, die Küchendiele (klein) und der Tisch (schmal) erzwingen Nähe, aber noch bevor ich es berühren kann, winkt Isabelle ab und lächelt. *Mach dir nicht die Mühe.* Sie nimmt das Tuch ab und legt es über die Stuhllehne. Als ich ihren Hals sehe und das Lila ihrer Adern, das dem des Stoffs ähnelt, weiß ich, dass sie mich heute Abend küssen wird.

Und am nächsten.

Und am übernächsten.

Ich stelle gerade meine Schuhe in ihrem Hausflur ab, als Isabelle sagt: *Du kommst immer in die Wohnung wie die Menschen in Paris durch die sich automatisch öffnenden Türen am Ende der Metrostationen gehen, etwas angespannt, die Schultern hochgezogen, als könnten die Türen jederzeit zuschnappen.*

Ach was, sage ich und meide ihren Blick. *Ich kenne nur Berlin.*

Dabei weiß ich genau, was sie meint, ich kann ihr nur nicht sagen, woher meine Abwehrhaltung kommt, wovor ich mich fürchte. Dass sich ein Schwellenzauber aktiviert, der verspätet merkt, dass ich hier nicht hergehöre, und an dem ich wie an einer Wand abpralle. Dass statt Isabelle eine Geliebte im Morgenmantel die Tür öffnet und mit einem *Schatz* nach ihr ruft, dass mir erst da die Bilder von den beiden an der Garderobe und am Kühlschrank und auf dem Nachttisch auffallen. Dass Isabelle ein Passwort haben möchte, bevor sie mir Eintritt gewährt, und dass dieses Passwort etwas sein soll, das ich nicht aussprechen kann.

Wie findest du meine Haare?

Hmm?

Ach, nichts.

Wir sitzen auf dem Sofa, nachdem alle von Isabelles Freunden gegangen sind, unsere Beine langgestreckt, übereinander, durcheinander. *Ich war sehr geduldig, oder?*

Sehr geduldig und unglaublich, nein, unendlich tapfer, bestätigt Isabelle. Irgendwann fängt sie an, meinen Namen vor sich hinzusagen. Nach und nach ändern sich die Silben, bis daraus Kunstwörter werden und aus den Kunstwörtern wieder echte Wörter und so weiter, und eigentlich hört sich alles aus Isabelles Mund an, als würde es etwas bezeichnen, selbst die unsinnigsten Silbenverkettungen könnten in ihrer Welt eine Fischart oder ein Kartenspiel sein. Am Ende landet sie bei *Minou*. Kein Buchstabe davon kommt in meinem Namen vor, das ist das Schönste daran.

Wenn ich bei Isabelle schlafe und sie abends duscht, hängt sie meine Shirts auf einen Kleiderbügel an die Badtür, damit sie sich in der heißen Luft glätten.

Wenn Isabelle bei mir schläft, bleiben ihre Blusen meistens irgendwo am Bettende liegen oder auch zwischen den Sofakissen. Am Morgen sind sie durchzogen von Falten, die so fein sind, als hätte sie jemand mit Bleistift gezeichnet. Im Tagesverlauf radieren sie sich langsam aus. Manchmal fragt Isabelle mich, *Hey, Minou*, unter dem Küchentisch mit ihren Zehenspitzen mein Schienbein berührend, warum ich sie so angucke (so lang, so großäugig), ob mich ihre Zeitungsbrille anturnt, oder wie sie Müsli isst. Dann sage ich so ernst wie möglich ja, zu beidem, und präge mir die Kissenkante ein, die sich dünn auf ihrer linken Wange abzeichnet.

Wie findest du meine Haare?

Hmm?

Wie du meine Haare findest.

Schön. Vor allem die im Nacken, die sich so kringeln.

Okay.

Seit Isabelle habe ich eine neue Empfänglichkeit für Geräusche. Vielleicht, weil es seit Isabelle ein Warten gibt, und wer wartet, lauscht.

Als kleines Mädchen ging es mir schon einmal so ähnlich, nur dass es damals eine Empfindlichkeit und ich es schon sehr früh leid war, das Kind zu sein, das bei jedem Ton zusammenzuckt, bei jedem Glas und jeder Tür. Ich habe angefangen, auf Durchzug zu schalten, ohne je einen Sinn dafür zu entwickeln, was ich ausblenden darf und wann ich mich zurückholen muss in die Welt; ich habe mir einfach durchgängig vorgestellt, von Watte umgeben zu sein, anstelle von Luft, und irgendwann war die Watte so dicht, dass ich problemlos durch Gewitter schlafen konnte. Jetzt ist die Luft voller Geräusche, die es geradeso gibt, Minimaltöne. Wie Isabelles Haar im Handtuch knistert, das sie sich nach dem Duschen umwickelt; die Klingel, die leise stottert, wenn sie das Fahrrad über die Bordsteinkante vor meiner Haustür schiebt, mein Fenster im zweiten Stock immer angelehnt; ihre Ringe auf dem Holzbrett beim Gemüseschneiden; ein Atmen, das durch die ganze Welt fährt.

Manchmal wünsche ich mir, ich könnte von Isabelle schwanger werden; dann hätte ich einen Grund, meiner Mutter von ihr zu erzählen, und meine Mutter hätte einen Grund, es ernst zu nehmen.

Isabelle bricht versehentlich das Genick meiner Nachttischlampe.

Ist nicht schlimm, sage ich, ich lese doch abends sowieso nicht.

Aber Isabelle beruhigt sich erst, als sie verspricht, mir dafür jeden Abend etwas zu erzählen, das könne man auch im Dunkeln. Einmal sagt sie *The Sun* von Mary Oliver auf. Ich ringe lange mit mir, will ein wenig spitz fragen, ob neben Französisch auch ein paar Semester Anglistik dabei waren, aber dann sage ich, was ich eigentlich meine: *Noch einmal. Bitte.*

Wie findest du meine Haare?

Schön, Minou, wirklich schön, und die Haare da im Nacken, die sich – Mein ältester Bruder hat mir früher die Haare geschnitten, in der Dusche, und ich habe ihn jedes Mal angefleht, nur die Spitzen, bitte, bitte. Ich dachte, wenn sie lang genug werden, würde sie irgendwer durchkämmen wollen, einmal wenigstens, würde gar nicht anders können, als sie zu berühren und die Knoten aufzutrennen. Ich habe gern Rapunzel gelesen. Als mit zwölf immer noch niemand meine Haare berührt hatte, habe ich zu meinem Bruder gesagt: mach es kurz und schmerzlos, mach es wie bei den anderen. Die hatten es schon viel eher verstanden.

Isabelle findet plötzlich alle möglichen Dinge in meinen Haaren, Fussel, Käfer, Papierschnipsel, und wenn ich sage, *zeig mal her*, zuckt sie mit den Achseln und meint, *ist schon weg*.

Wir liegen im Bett, wir stehen an der Supermarktkasse, wir sind im Aufzug, egal.

Da ist etwas an dir, das mir fremdbleibt, sagt Isabelle. *Weißt du, hin und wieder wäre ich gern eine Fledermaus oder ein Krokodil. Etwas Wildes, mit einem sechsten Sinn, meinerwegen auch einem siebten, und dann wüsste ich, was für eine elektrische Leitfähigkeit du hast oder wie es sich anfühlt, wenn mein Flüstern von deiner Haut abprallt und zu mir zurückkommt.* Ihre Stimme wird ganz klein. *Und am liebsten würde ich dich lieben, ohne zu denken.*

Ich schlucke. Dann lege ich ihr einen Finger auf die Lippen und sage: *Mach doch.*

Sie guckt mich zwei atemlose Sekunden an, bevor sie zubeißt. Ihre Zähne senken sich in die Haut, die sich über meinen Fingerknöchel spannt, und hinterlassen dort ein Keilschriftzeichen, das man vielleicht mit *Zähmung* deuten kann.

Achilles und die Kettensäge

Also es ist 2004 und Penny hat genug. In rosa Socken auf weißem Teppich steht sie in ihrem Zimmer und macht die Kettensäge an. Der Motor heult. Sofort riecht es nach Benzin. Wild dreht sich das Krallenband.

Papa ist heute nicht da. Er hat vergessen, die Werkstatt neben der Garage abzuschließen. Da lag dann die Kettensäge. Penny musste sie einfach nehmen. Nur mal ausprobieren. Alle Leute müssen mal Krieg gespielt haben, da ist sie sich sicher. Heute ist also ihr Kampftag. Niemand soll mit reingezogen werden. Sie macht jetzt Gewalt und Zerstörung, aber nur für sich in ihrem Zimmer. Die Tür ist abgeschlossen und ein Schild hängt draußen:

!!!BAUARBEITEN, NICHT STÖREN!!!

Zuerst das Bücherregal. Vorsichtig, dann zielstrebig setzt Penny, zum Schutz eine Taucherbrille im Gesicht, die Säge an. Es knattert, wackelt, zuckt und dann ist das erste Holz durch. Penny macht einen senkrechten Schnitt. Romane über Abenteuer und Detektive und Liebe, Krimireihen, Freundebücher, Notizhefte, die Märchenbände zum Einschlafen und der ganze andere Kram im Regal (kaputter iPod, Gummiarmbänder, Pokémonsammelheft) – unter der Maschine sind sie alle gleich. Kommen alle unters Messer. Zerfledderte Seiten fliegen durchs Zimmer, legen sich in den Holzstaub zwischen halbe Buchdeckel und ausgerissene Einbände. Die Schrankhälften fallen auseinander. Penny sieht sich stolz der kahlen Wand gegenüber. Endlich. Sie hat mal wieder was geschafft, was verändert. Ja, das war eine richtige Aktion.

Fast krankhaft hat sie sich danach gesehnt, wirklich mal etwas durchzuziehen. Ein paar Jahre ist es her, dass sie in der Schule von Sterbehilfe gehört hat, die in der Schweiz eine populäre Notfalllösung für Zukunftslose ist. Noch am selben Tag hat sie in einem von Papas Gesundheitsmagazinen die Telefonnummer eines Anbieters gefunden. Sie rief an und man gab ihr eine Adresse für die Unterlagen und einen persönlichen Beratungstermin. Penny hat sich also eine Reise gebucht. Am Vorabend hatte sie sich schon ins Bett gelegt und geplant, am Morgen statt der Tram zur Schule den Zug nach Zürich zu nehmen, als Papa sie ins Wohnzimmer holte, wo er ihr das Telefon so wütend in die Hände drückte, dass das Plastikgehäuse knirschte. Am anderen Ende war ein Doktor Hirschi aus der Schweiz, der Penny erklärte, seine Sterbehilfefirma habe heute ihre Unterlagen bekommen und könne ihren Wunsch nach Freitodbegleitung leider nicht erfüllen, da sie nicht ernsthaft krank sei und man in ihrem Alter sowieso das Einverständnis der Eltern braucht und überhaupt sei „Hoffnung auf eine Wiedergeburt als Schmetterling oder Delfin“, Pennys im Formular angegebener Beweggrund,

kein valides Kriterium für die Entscheidung zur Sterbehilfe. Papa war schrecklich sauer und Penny verstand das irgendwie, aber sie verstand auch, dass man manchmal was durchschneiden muss, um wieder Luft zu kriegen.

In diesem Sinne zerlegt Penny ihr altes Hochbett. Kompromisslos spaltet sie alle vier Holzpfeiler. Krach. In sich bricht das Bett zusammen. Wie ein Schwert stößt Penny die Kettensäge in die Matratze hinein. Die Blümchenbettwäsche reißt. Polster und Daunen fliegen durch die Luft. Vom ganzen Terror unbeeindruckt, schweben jetzt weiße Federn durchs Zimmer. Wunderschön sieht das aus. Penny macht das Radio an. Sie lässt sich ihr Mobiliarmassaker ab jetzt musikalisch begleiten. E-Gitarre: *Fuck you, I won't do what you tell me*. Dazu tanzt (und tanzt und tanzt) sie und dreht (und dreht und dreht) sich im Kreis und mit ihr die Kettensäge. Sie beide wirbeln durch benzinverhangene Luft und Federn und Staub. Und weil es so wildwarm ist, muss auch der Lampenschirm dran glauben. Seine Fetzen flattern hinab und legen sich in Pennys zerzauste Haare.

Da der Raum um sie herum langsam unscharf wird, beendet sie ihren Tanz. Um wieder klar sehen zu können, richtet sie ihren Blick auf einen festen Punkt an der Wand:

Das *Brad-Pitt-Troja*-Filmplakat über dem Scheiterhaufen, der mal ihr Bett war.

Da steht er als Achilles. In der Abendsonne seine blonden Haare. Sie wehen im Schlachtwind. Das Schild trägt er lässig an seiner Seite. Es ist bloß ein Accessoire, denn der größte Krieger der Antike und schönste Schauspieler der Gegenwart weiß natürlich um seine Unverwundbarkeit. Sein Schwert ist zum Schlag bereit, die stehenden Augen zielsicher auf Troja gerichtet und an der glänzenden Rüstung klebt das Blut der Feinde.

Den Film fand Penny eigentlich scheiße. Ihr wurde da zu viel rumgelabert. Aber dieses Plakat mit Brad Pitt, dieses Bild von Achilles und seiner unverkennbaren Überzeugung – das hat sie schon sehr beeindruckt. Es darf erstmal hängenbleiben.

Der Schreibtisch steht noch da. Als Symbol für Ordnung und Disziplin. Der muss also weg. Scharfe Metallkrallen gleiten durch die Pressholzplatte wie ein warmes Messer durch Butter. Die Trümmer werden verziert mit Resten von Buntstiften, Bastelkram und Bilderrahmen. (Viele Mädchen in ihrem Alter haben bunte Bilder von sich und ihren Freundinnen auf Schreib- und Nachttisch. Pennys Rahmen, schlicht und schwarz, sind alle für Rocklegenden aus den 90ern reserviert. Sie schreien stumm und farblos.)

Ein Stapel Schulbücher fällt ihr auf die Füße. Sie tragen ihren Namen:

Penelope Krüger, 9b

So ein krass beschissener Name. Mama wollte den unbedingt, wegen der exotischen Aura. Penelope. Gleich am ersten Tag in der Grundschule lachte sie jemand aus. Das klingt ja wie Antilope oder so. Sie ist damals nach Hause gegangen. Papa meinte: ist nicht so schlimm. Sei stolz, denn deinen Namen hast du noch von Mama. Denk an sie. Und wenn sie nicht aufhören, sag ihnen, sie sollen dich Penny nennen. Die kleine Penelope also am nächsten Tag zurück in die Schule, nimmt sich Mutreserven mit, stellt sich vor die Klasse, spricht laut, sagt stolz, sie möchte jetzt Penny genannt werden, fragt einer von hinten: So wie der Supermarkt? Alle lachen. Penny nicht und zerstückelt Infotexte, Vokabeln, Quellenanalysen, Klimadiagramme, und die Aufgaben a) bis e), die sie inständig dazu auffordern, sich a) persönlich weiterzuentwickeln, b) immer das Gute im Blick zu behalten, c) die Sinnhaftigkeit der bestehenden Regeln anzuerkennen, d) zu erkennen, dass alle doch nur ihr Bestes wollen und e) nicht immer so missmutig zu schauen. Echt jetzt, Penelope, lächel doch mal.

Penny rollt den Teppich zusammen. Es wird ein Pfannkuchen. Die Überreste von Bett, Regal, Schreibtisch sind die Füllung und er, der flauschige Teppich, ist der Teig. Dann schneidet Penny alles in mundgerechte Stücke.

Kettensägen sind verlässlich. Nicht oft wurde Penny in ihrem Leben von anderen nach Rat gefragt, aber wenn mal jemand zu ihr kommt, dann empfiehlt sie immer Kettensägen. Besonders hilfreich sind sie, wenn man etwas hat, woran man hängt, obwohl man weiß, dass man es loswerden muss. Da lassen Kettensägen niemanden im Stich. Wenn du also was hast, was du nicht mehr willst, aber vermisst, dann erlöst sie dich. Sie kennt keine Schwäche, wird nie besiegt. Eine Kettensäge zerhexelt, was du liebst.

Penny ist übrigens der Meinung, dass Brad Pitt, also Achilles, im Kinofilm auch eine Kettensäge hätte haben müssen. Das steht so wahrscheinlich nicht bei Homer oder wem auch immer, aber sie, Penelope, ist sich ziemlich sicher, dass die Griechen Troja mit Kettensägen angegriffen haben. Deswegen war die Eroberung auch so kompliziert. Für antike Steinmauern sind Sägen nicht geeignet. Das ist vielleicht ihre einzige Schwäche. Dennoch müssen die Griechen Kettensägen gehabt haben, denn sonst wären sie ja niemals aus dem Trojanischen Pferd rausgekommen. Da konnten sie bestimmt keine Tür einbauen und dann bequem herausspazieren. Das wäre den Trojanern bestimmt aufgefallen, als sie das Teil zu sich in die Stadt

geholt haben. Also mussten sie sich in der Nacht aus dem Holzpferd sägen, um Troja dann mit ihren Zerstörungsgeräten zermetzeln zu können.

Aus dem Radio vibriert immer noch Pennys Kaputtmachmixtape. *Ver-schwende Deine Jugend*. Sie nimmt sich ihre Gitarre vor. Das tut weh, aber für einen wahren Neuanfang muss alles weg. Unter den Krallen geben die Saiten beim Zerreißen einen letzten, gequälten Ton von sich, der sogar das Motordröhnen übertönt – plinnnnnnng. Daraufhin brummt die Säge wieder mit dem Bass um die Wette. Ein unfairer Zweikampf, der sein Ende findet, als Penny auch ihr Radio schreddert.

In den Instrumententrümmern sinkt Penny zu Boden. Ihre Beine und Arme streckt sie von sich, liegt da ganz flach. Mit einer benzinnassen Hand hält sie noch die Kettensäge. Die kratzt jetzt fröhlich über den Boden. Musik, das weiß Penny genau, kommt aus einer anderen Sphäre. Viele Leute denken noch, dass Musik vom Radio käme, oder von Instrumenten oder Gesang. Das stimmt nicht. Musik ist immer da. Sie schwebt so über alles hinweg, völlig unbeeindruckt von den Regeln dieser Welt. Und Radios, Trompeten, Bässe, Lautsprecher, Orchester – das sind alles nur die Mittel der Menschen, um sie einzufangen. Eigentlich ist Musik aber überall. Auch im Brummen der Kettensäge und im Splittern der Dielen. Man kann sich in ihr verlieren. Da muss Penny immer aufpassen. Zum Beispiel bei *All Apologies*. Beim Originalsong von Nirvana ist das nicht so schlimm. Da bewahren sie die verzerrten E-Gitarren vor dem Absturz. Aber wenn sie die Coverversion von Sinéad O'Connor hört und die singt: *Everything's my fault / I'll take all the blame*, dann fällt Penny an einen tiefen, dunklen Ort, wo sie sich selbst nicht mehr kennt. Da unten ist es schön, aber wenn man zu lange bleibt, kommt man nicht wieder raus. Das verstehen die Leute aus der Schule nicht mit ihrer Scheißwhitegirlmusic.

Der Kleiderschrank hat früher Mama gehört und viele der Klamotten auch. Das ist jetzt natürlich ein bisschen schmerzhaft. Penny macht ihn vorher also nochmal auf. Eine Katastrophe kommt ja immer von innen. Die Leute denken, dass diese schlimmen Sachen, die sie erleben, von außen auf sie einschlagen. Dabei hat das alles immer mit ihnen selbst zu tun. Das haben sie damals nur nicht verstanden. Der Wahnsinn muss erst aus ihnen raus, um sich in eine für sie begreifliche Form zu verwandeln und kommt dann, mit voller Zerstörungskraft, wieder zu ihnen zurück. So macht es Penny jetzt auch. Den Schrank und alles in ihm zersägt sie, damit die stille Stichwunde, die Mama oder irgendwer an ihr hinterlassen hat, sich endlich mal auflöst.

Sie fängt mit den T-Shirts an. Der dünne Stoff lässt sich leicht zerfetzen. Für die Unterwäsche hat sie sowieso keine Gefühle, aber bei den geerbten Pullovern fällt es ihr doch ein bisschen schwer. Die waren schon sehr gemütlich.

Sägemehl legt sich auf die Taucherbrille. Penny kann fast nichts mehr erkennen. Dennoch demontiert sie den Schrank immer weiter. Völlig ziellos lässt sie die Kettensäge durch Wände und Türen schneiden, bis bloß noch ein Holz- und Stoffhaufen vor ihr liegt.

Sie nimmt die Taucherbrille ab, sieht sich im Zimmer um und bewundert verstört, was sie getan hat. Jetzt in den Trümmern kann sie für ihre Aktion keinen Grund erkennen. Vielleicht hat sie es gerade deshalb getan. Ihr kam einfach nichts mehr schlüssig vor. Zumindest nichts Gutes. Das Konsequente ist in fast allen Fällen etwas Furchtbares. Das Erleichternde ist keine Schlussfolgerung, nein, wenn es überhaupt da ist, entsteht es aus einer Reihe von Zufällen. Penny wollte für diese krasse Handlung keinen Grund haben. Es ging darum, etwas zu tun, das eine Folge hat, etwas Neues provoziert, ohne zu wissen, was das ist.

Nur noch das Plakat von Brad Pitt ist unversehrt. *Troja, Kinostart: 9. Mai 2004*. Mit der surrenden Kettensäge geht Penny darauf zu. Achilles wurde von Thetis, seiner Mama, bekanntlich in den Unterweltfluss Styx getunkt, um unverwundbar zu werden. Nur die Ferse, wo seine Mutter ihn festhielt, blieb eine verletzliche Stelle. Genau dort traf ihn Paris' tödlicher Pfeil.

Die Sache mit der Unverwundbarkeit hat Penny nie verstanden. Wie soll man sich das denn vorstellen? Prallt an dieser Hautwand, dieser Begrenzungsmauer, dann einfach alles ab? Und was würde Achilles schöne Schutzhülle machen, wenn ihn jemand mit einer Kettensäge angreift?

Penny probiert es aus. Sie setzt die Kettensäge genau an der Stelle an, wo auf dem Plakat der Brustpanzer von Brad Pitt glänzt. Der Sägenmotor stottert, das Krallenband wird langsamer, die Maschine hört auf zu ruckeln. Das Benzin ist leer. Auf dem Papier bleibt nur eine kleine Spur aus Sägespänen. Kein Riss, kein Knick. Im Raum liegt eine fremde Stille. An die Abwesenheit von Lärm muss Penny sich erst wieder gewöhnen. Sie geht im Zimmer umher und vor ihr ein ganzes Leben. Jetzt muss sie nur noch auf Papa warten und dann gibt es Ärger. Was dann passiert, ist unbekannt.

Penny schreitet durch ihr privates Schlachtfeld zum Fenster. Sie schaut hinaus und staunt, als hätte sie noch nie Himmel und Sonne gesehen.

II.

Hallo Boden.
Hallo Decke.
Hallo Welt.

Mein Mann und ich und eine Frau

Ein Mann läuft an einem Haus vorbei. Eine Frau wartet. Eine Ampel auch. Ein Auto fährt an einem Mann vorbei. Ein Sonnenstrahl scheint auf den Platz herab und sucht ihn ab. Ein Sonnenstrahl findet meine Augen. Ein Sonnenstrahl ist hübsch. Ein Fischernetz, das keine Fische, nur Insekten und auch Blicke fängt, das kratzt über den Boden. Grüne Blätter und gelbe Sonnen schauen zu und schwitzen. Schwitzen tu auch ich. Der Himmel ist blau. Die Straße ist leer, die Ampel grün, die Frau nicht mehr. Ist fort. Dort bin nur noch ich, und das Haus, und die Sonne, und die Bäume, und die Ampel, und so weiter, und so fort, und ich, ich bin gern dort und schaue zu: wie der Mann im Horizont versinkt. Wie Insekten in dunklen Netzen baumeln. Wie Baum und Sonne spielen – lachen. Wie Ampeln stehen. Wie Sonnenstrahlen hübsch sein können. Wie rote Punkte über Häuser tanzen und der Tag so schwarz wird wie die Nacht. Wie die Sonne meinen Augen doch zu viel ist. Wie ich schwitze. Wie ich versinke in diesem einen Stuhl auf diesem einen Platz, den ich vergaß, noch zu erwähnen.

Auf diesem Platz, in diesem Stuhl, der Rollen hat und es auch kann, auf diesem dort, da sitz ich nun und gucke, Augen offen, Mund noch nicht. Ich gucke an, die fischenden Sonnenkönige mit ihren goldenen Baumkronen und ihren engen Straßennetzen, in welchen sich Menschen zappelnd in und aus Autos heraus bewegen und auch leben. Ich, ich lebe auch, nur nicht mehr viel, vor allem sitzen sowie schwitzen tu ich dieser sonn'gen Tage noch. Im Sitzen schwitzen. Anstrengender als es klingen mag. Im Sitzen gucken auch, wenn Sonnenstrahlen Blicke treffen. Trotzdem: Augen offen. Mund jetzt auch.

Dann ein Mann erscheint am Platz fernab und sucht ihn ab. Ein Mann findet meine Augen, meinen Mund: offen. Ein Mann ist hübsch. Ein Mann, er sieht mich an, ich zurück, er weiter mich an – ich seh ihn, er mich, ich seh weg, er nich, ich wieder hin, er weiter mich an, ich bitt ihn näher.

„Kannst du bitte, bitte bisschen näherkommen.“

Er kommt näher. Ich bleib sitzen. Ich seh ihn an – diesmal dann genauer. Der Mann trägt braune Schuhe, braune Brille, braune Haare, und ein breites Lächeln. Kleidung trägt er auch, und das Lächeln ist jetzt vielleicht, wo er so vor mir steht, so nah, doch nicht mehr so breit. Ungefähr 30 Grad zur vertikalen Linie des vertikalen – des fast, ganz genau ist das ja nie – vertikalen Stammes des grünen Baumes, der hinter dem Mann Platz auf dem

Platz gefunden hat, liegt nun der Kopf, der des Mannes, schief, und er, nein, die Schräge scheint zu fragen: „Was willst du?“ In welchem Ton es auch beliebt.

Ich vernehme die Schräge als eine freundliche Schräge, als ein Hallo-jungennette-tolle-hübsche-Frau-wie-kann-ich-Ihnen-heut-an-diesem-netten-schönen-tollen-sonnig-schwitzigen-Tag-beihilflich-sein, und blicke in 30 Grad Zuneigung zurück. Jetzt sehen wir uns wieder an. Ich seh ihn, er mich, ich seh weg, er – und so weiter und so ein kurzer Moment der Stille, bis er, der lächelnde Mann, dann den Stuhl vor meinem Stuhl wegschiebt, wegzieht, schleift – der Stuhl hat nämlich keine Rollen. Ich lächle, er auch, er ganz schön, diesmal fast schon breit, könnte man sagen. Ich sage nichts. Er auch nicht. Er geht.

Der Mann geht. Hat nicht mal Tschüss gesagt, hat gerade noch da gestanden, hat mich angeschaut, ich zurück, hat mich gesehen, ich ihn auch und so, und so hat er den Kopf gelegt in die Schräge 30 Grad vom Baum entfernt, hat mich gefragt, mich angeschaut und auf Antwort nicht gewartet, hat diesen Stuhl weggeschoben, ihn weggehoben, und dann, der Mann geht, also ist gegangen, dann gegangen, einfach gegangen, hat nicht mal Tschüss gesagt, gegangen einfach so, und so ich allein, und er geht weiter und er geht fort, und so weiter, und so fort und so ich allein und so ich allein und so ich, ich schreie flüsternd, lauter geht es leider nicht. Ich flüst're schreiend: „Hey du junger Mann, du kommst zurück, komm zurück, komm näher, bitte, bitte, jetzt bitte bleib doch noch ein wenig bisschen!“

Die Post kommt an, der Mann bleibt stehen. Ich war immer schon gut in diesem Spiel.

Er dreht sich um.

Nee. Doch nicht. Warum dreht der sich nicht um, dieses Scheißarschloch? Hat nicht mal Tschüss gesagt, hat nur diesen scheiß verflucht rollenlosen Stuhl, der überhaupt irrelevant und uninteressant und gar niemanden auch nur irgendwie, irgendwo, irgendwann interessiert und überhaupt, und spielt doch keine Rolle dieser scheiß rollenlose Stuhl, und jetzt, und jetzt, jetzt steht er da und dreht sich verflucht nochmal nicht um.

Ah doch, ah jetzt, ah ja, ah das ist er, ah da is es, oh wie schön, oh das Lächeln, ah die Augen, oh er sieht mich an, oh ich blick zurück, oh wie schön, ah hübsch, oh schön. Oh nein. Sein – sein Kopf jetzt 50 Grad schon. Ist die Stimmung schon gekippt? Wo ist denn dieses Lächeln, dieses breite Lächeln, das nicht breit ist? Ist weg. Aber warum? Hinter dem Mann dann

eine Frau zu sehen. Vielleicht. Also. Darum? Wegen dieser Frau. Diese Frau, sie sitzt in einem Stuhl mit Rollen, sie sitzt und sieht dem Mann verdammt-scheiß ähnlich, fast wie aus dem Gesicht geklebt. Die Frau sitzt da. Der Mann davor, stehend, sieht mich an, weiter, dann: sieht fort. Ich winke, hier hallo, hallo hier, hallo hier bin ich. Ich bedeute, er solle kommen, jetzt doch endlich kommen, her, hier her, zu mir, weg da, weg von dieser Frau.

Er kommt nicht.

Er geht. Der Mann geht. Schon wieder. Dieser Scheiß-Arschloch-Wichser geht, diesmal nicht allein, mit dieser Scheißfrau, geht er, schiebt sie auch noch vor sich her. Vor in die Sonne, raus aus Fischernetzen. Ich konnt ihn nicht fangen. Auch die Bäume nicht.

Er baut einen Tisch auf, holt einen Stuhl dazu, er setzt seine Sonnenbrille auf, er setzt sich auf den Stuhl, setzt sich dazu, er steht auf, hebt seinen Stuhl auf, er setzt sich doch woanders hin, ist zu schwach für die Blicke der Sonne, zu schwach für meine Blicke.

Warum schaut er nicht? Komm her. Komm. Guck schon. Mein Mund ist offen. Schau. Hallo. Schau.

Komm. Komm. Komm.

Er kommt nicht. Gut. Dann komm eben ich. Zu ihm und dieser Alten. Ich komme rüber, über Bordsteinpflaster rollend, ohne geschoben zu werden. Allein. Ganz allein, komm ich.

Aber all das, das sieht er nich, er schaut ja nicht her, zu mir, wie ich hier schwitze, wie ich in dieser Hitze schwitze. Nur die Sonne schaut mir zu und feuert mich und meinen Schweiß noch an.

Und all das nur für diesen Mann.

Dann, ich komm endlich an, und roll heran, zu ihm, zum Tisch. Endlich. Hallo. Ja schau, jetzt schaut er her, jetzt, wo ich so nah ihm bin. „Hallo“, sagt er etwas fragend und stottert irgendetwas. Hallo, sag ich, und stotter nich, und mich verstehen tut er trotzdem nich.

Der Mann kann nicht gut hören, wie mir scheint, und mir scheint die Sonne in den Rücken. Warum hier? In dieser Schwitze-Hitze. Ah ja. Vielleicht. Also. Darum. Ganz vergessen. Wegen dieser Frau, die da sitzt in ihrem Stuhl mit Rollen. Die sitzt da und scheint den Sonnenschein anscheinend zu genießen, mit Sonnenbrillen so groß wie sie, die Sonne selbst. Jetzt, da ich sie so seh, so seh, so sehr so sitzend, so genauer mir sie anseh, da scheint es mir, als wär das mit dem Gesicht und dem ganzen Geklebe vielleicht gar

nicht – so kein Zufall mehr. Vielleicht, vielleicht. Also Mutter, Sohn? Vielleicht. Oder? Kann schon sein, vielleicht, wäre ja schön, wenn es so wär, und ist ja so, also so vielleicht, weil dann, wenn es so ist, vielleicht, dann vielleicht also steht ja eigentlich uns jetzt so, wenn ich das jetzt so seh, so seh, so mir so anseh, also ja eigentlich also nichts, und wenn ich sie erst so seh, ja vielleicht, also kann schon gut sein, dass das vielleicht.

Also ich frage mich, ob das vielleicht sein kann, dass das Mutter und frage mich weiter und frage dann den Mann: „Ist das deine Mutter?“ Die Mutter, die potenzielle Vielleicht-Mutter, antwortet erst mit 40 Grad, dann einer Pause, einem potenziellen Vielleicht-Blick, den kann ich leider nicht sehen, die sonnengroße Sonnenbrille ist im Weg, und dann mit einem Blick zum Mann und einem „Ja.“ Dann ein „Nein“ vom Mann, ein vorsichtiges. Ja, nein, was? Vielleicht, da war ich schon. Ich frage nochmals. „Warst du in ihrem Bauch, dem von der Frau da, und bist dann aus ihr also herausgekommen: blutend, schreiend, nackt?“ „Ja.“, kommt von der Frau. Abermals. Ein verwirrter Blick des Mannes, abermals, aber bevor dieser diesmal etwas sagen kann, wiederholt die Frau – die Mutter – sagt: „Jaja, ich bin die Mama.“

Der Sohn, er ist noch nicht ganz überzeugt, bleibt lieber im Potenziellen, bleibt ein Mann, so scheint es mir und auch der Sonne.

Ein Mann also holt Karten dann hervor, beginnt auszuteilen. Für zwei. Nicht drei. Zwei. Und nich für mich. „Was spielt ihr?“, frage ich.

Die Antwort: „Arschloch“ „Kenn ich nich“, die meine und „Passt doch“ in Gedanken. Dann nichts, dann blicke ich ihn an, den Mann, dann weiter nichts, kein Blick, kein nichts, von diesem Arschloch-Wichser, nur Schweigen.

Und er spielt.

„Ich mag keinen Rhabarberkuchen, ich muss das leider kurz mal zugeben“, geb ich leider kurz mal zu und zu der Diskussion hinzu. Irgendwie muss das Gespräch ja laufen. Wir sitzen aber und das Gespräch auch. Leider. Mehr als ein „Aha“ und ein kurzer Seitenblick kommt nicht, und dann weiter-spielen, dieses verflocht unwichtige Arschlochspiel.

Er legt ein Ass, sie legt nichts, er nimmt die Karten, er legt zwei Buben, sie legt nichts, er nimmt die Karten, er legt eine Zwei, sie oh eine Drei, er ein Ass, sie nichts, er nimmt die Karten, nimmt und nimmt die Karten, nimmt und nimmt, das Arschloch nimmt, bis es einen Stapel vor sich hat, an Karten und in seiner Hand keine. Dann der Mann mischt neu. Die Frau sagt irgend-

was. Wie er mischt. Wie seine Hände sich bewegen. Was hat die Frau gesagt? Scheiße, was hat die Scheißfrau gesagt? Ich hab nicht aufgepasst. Die Hände. Ich seh ihn an. Der Mann steht auf. Aha. Er geht vor mich, kniet sich hin, schaut mich an, ich zurück, er fragt mich: „Wollen Sie rein? Ist es gut, wenn ich Sie reinschiebe?“ Er sieht anscheinend doch, auch wenn er nicht hinsieht, sieht er doch, wie ich hier schwitze in dieser gottverdammten Hitze.

Ich nicke. Rein will ich. Klar. Mit ihm. Allein, rein. Er kommt hinter mich, er rollt mich über Bordsteinpflaster rollend. „Kannst du das R rollen?“, frage ich, und er hört nich. Kann nicht gut hören. Ich kann es auf jeden Fall. Hören und auch rollen.

Ein Mann läuft, mit einer Frau in einem Stuhl, der Rollen hat und es auch kann, an einem Haus vorbei.

Rrrrrhabarrberkuchen.

Eine Frau in einem Stuhl mit Rollen wartet.

Rrrhabarr Barr Rrrr Barrrberrkuchen.

Eine Ampel ohne Rollen auch. Eine Ampel ist, Moment, äh, grün, im Moment grad grün geworden.

Rrr Rrrhabarr Rrharb Rharbarrberrrr Bäärr Bäääärrr

Ein Sonnenstrahl scheint auf den Platz herab und sucht ihn ab.

Kuchen.

Ein Sonnenstrahl findet meine Augen nicht. Grüne Blätter sind im Weg. Wir sind schon dort in Fischernetzen, die,

Rrrrrhabarrbäärr

keine sind und über Boden kratzen.

Kuch – Huch. Wir, wir sind schon da.

Ein Mann und ich. Mein Mann und ich. Wir zwei kommen an, an einer Tür.

Mein Mann und ich stehen vor einem Haus. Mein Mann öffnet die Tür, schiebt mich herein ins Kalte.

Hallo Kälte! Hallo Ventilator. Hallo Lampe. Hallo Tisch. Hallo Stuhl. Hallo du da auf dem Stuhl da obendrauf. Hallo Menschen. Hallo Mann! Jetzt schau mich an. Hallo Boden. Hallo Decke.

Hallo Welt. Kannst du mich hören?

Die Tür fällt zu. Die Welt hört nicht, sie schweigt, hat nicht mal Tschüss gesagt.

also

Es wär das Beste für dich, wenn du mich lieben lernst. Wenn du mich jetzt liebst. Verstehst du? Du sollst mich lieben. Allein. Du. Mich. Lieben. Jetzt. Verstehst du? Also, das wäre das Beste für dich. Wenn du das lernst. Wenn du mich einfach so, wie ich hier bin, liebst. Jetzt. Also so ganz ohne lernen, einfach so, so als Zustand, als Ist-Zustand, als Ist halt so. So liebend halt. Das wäre das Beste. So für dich. Machst du aber nich.

Warum?

Verstehst du nich? Versteh ich nich. Willst nicht das Beste? Hm? Also mich. Also mich lieben. Willst du nich.

Hm.

Vielleicht musst du – musst doch noch lernen. Vielleicht. Also – kann ich dir helfen? Vielleicht. Also damit du dann mich. Das wär am besten. So für dich. Ja.

Also so machen wir's. Also, ich bringe dir bei und du, du lernst, du liest von meinen Lippen ab, und dann liebst du sie, die Lippen, und dann auch mich, also hoffentlich, und dann beugst du dich und küsst die Lippen. Und du küsst mich. Verstehst du? Dann, wenn du gelernt hast, dann. Weil das wär wirklich am besten so für dich, für mich. Ja? Also komm. Komm mit. Wir gehen. Du und ich. Ich nehm dich mit, du folgst und wir zwei gehen, so zusammen gehen wir und dann zeig ich's dir wie du mich. Ja?

Gut.

Frakta

Ich bin eine blaue IKEA-Tüte.

Lieber wäre ich das Bett GLADSTAD. Dann könnte ich mich in meine eigenen Kissen vergraben. Tagelang.

Weich. Warm. Wunderbar.

Mit Taschenfederkernmatratze VATNESTRÖM.

Keiner trägt mich durch die Gegend.

Und wer es doch versucht – den ersticke ich mit dem Kissen SKOGSDUVA.

Stattdessen:

hänge ich vor der Kasse.

Neben mir bläst der Ventilator STARKVIND kalte Luft auf mein Polypropylen.

Dem Tod durch Lungenentzündung bin ich nur knapp entronnen.

Ich bin eine blaue IKEA-Tüte.

Lieber wäre ich das Messersset BRILJERA.

Harter Stahlkern.

Schnittfest. Respektiert.

Stabil genug, um Fleisch und Wurzelgemüse zu teilen.

Und ich? Ich hatte Angst, unter das Kassenband zu fallen.

Mein Körper aus Plastik würde verrotten,

zwischen vergessenen Inbusschlüsseln und Quittungen ohne Namen.

Ich bin eine blaue IKEA-Tüte.

Lieber wäre ich Teil des Geschirrsets GODMIDDAG.

18-teilig. Elegant. Gesellschaftsfähig.

Umgeben von Freunden, Familie – und gelegentlich einem Glas Rotwein.

Stattdessen riss man mich fort von meinen Freunden,

den Tassen OFANTLIGT.

31 cl. Immer einen heißen Witz auf Lager.

Jetzt bin ich allein. Hinter mir nur billige Kopien meiner selbst.

Ich bin eine blaue IKEA-Tüte.

Und manchmal träume ich davon, zu zerreißen.

Ich liege ganz oben auf dem Stapel.

Eine Frau mit dem Hundekörbchen UTSÅDD geht auf mich zu.

Ich stelle mir vor, wie sich das Fell eines Dackelwelpen anfühlt.

Weich. Warm. Wunderbar.

Er versteckt sich in mir.
Kitzelt mich mit seiner Babyzunge unter den Tragegriffen.
Bringt mir Liebesgaben aus Stoff und Knochen.
Doch die Frau nimmt die Tüte unter mir.
Bin ich nicht gut genug?

Ich liege ganz oben auf dem Stapel.
Ein Mann mit schluchzendem Kleinkind kommt auf mich zu.
Im Wagen: LEKA, SANDBI, GULLIGAST.
Ich ducke mich. Mache mich klein. Falte meine Ecken nach innen.
Der Mann beugt sich über mich. Ich halte die Luft an.
Er hebt den Schnuller vom Boden – und geht zur Kasse.
Der Ventilator STARKVIND trocknet meinen Angstschweiß.

Ich liege ganz oben auf dem Stapel.
Ein Bauarbeiter kommt auf mich zu.
Schwielige Hände, dreckige Latzhose, Bieratem.
Unterm Arm: Gamingsessel BRÄNNBOLL.
Aufblasbar. Waschmaschinengeeignet. Leuchtend grün.

Ich zucke zusammen. Für die Baustelle bin ich nicht gemacht.
Schrauben, die sich in meine verletzlischen Seitenwände bohren.
Kreissägen, die meine zarten Tragriemen durchtrennen.
Baggerräder, die unschuldige Tüten überfahren.

Ein Griff – und ich liege auf dem Kassenband.

Ich bin die beste aller blauen IKEA-Tüten.
Und für 1,50 Euro war ich zu haben.

Pseudo-Poetizität ist eine Alliteration

1.

Wir treffen uns klammheim' auf dem Alleingang
die Zehenspitzen ausgefranst
scheinbarfuß
dein Zimmerschlüssel tanzt
pirouettes en dehors im Flurlichtflut-Vorhang

Wir sehen uns wieder auf dem Niedergang
Aquarell auf Alleinwand
sehentlich-ohne-ver
hast du Farbe an der Hand
Flurlichtebbe; Zeit zieht Schatten lang

Ich warte eine Weile auf dem Untergang
rot weinend mit kristallglasiger Sicht
die unwillgekürt
mezzodramatisch auf dem Teppich zerbricht
Es bleibt ihr Wieder und Wieder und Widerklang

2.

Taschenbetucht aus der Haustür
Wetter draußen: ridi-kühl
Nieseregen, rheumareif benetzte Halme
blümerantes Bauchgefühl
Schüttelfrostkristalle, Asthmaiglöckchen
an den Zehen rege Tropfen
mein Außer-Atmen
Unbarm-Herzklopfen

tuberkulose Stengel im Gras –
totgepflückt
Husteblumen-Federn auf Granit –
totgewünscht
Gänsehautblümchen –

O Petrichor,
der Götter Blut auf Gestein
Zu gern seh ich dein berückend Gesicht –
totgeliebtmichliebtmichnicht
Taschenbetucht wieder rein

3.

letzter Entzug längst abgefahren
alle Gesichtszüge entgleist
der letzte Atemzug bleibt stehn
habe dich in all den Jahren
noch nie so flaschenentgeistert gesehen

4.

Drachen

erster Monat

Die Ebbe ist weg, die Sandburg fort
deine Fingerspitzen bläulich
das Nylonseil hat Rillen
in deine Hand modelliert
rot
am anderen Ende auch,
rot
das dir über den weiß-blau gestreiften Himmel
hinterher hüpf
5:00 morgens hört sich einsam an
Für dich hört sich alles einsam an

zweiter Monat

Die Ebbe ist weg, die Sandburg fort
statt Wind Flaute, dafür Nieseregen
An manchen Tagen seid ihr eine Antithese;
er fliegend, du mit jedem Schritt tiefer sinkend
Jetzt seid ihr höchstens eine These;
mit jedem Schritt tiefer sinkend
Der Polyester schleppt sich hinter dir her über den Steinstaub,
verwischt die Spuren,

die deine Turnschuhsohlen auf den Boden stempeln
Deutsches rotes Kreuz
Die schwarzen Lettern sind auf dem ausgebleichenen Stoff gut lesbar
War ein Werbegeschenk
Du bist das Kind, das mit einem Drachen spaziert
Das Kind, das glauben könnte, der Drachen sei ein Hund
Das Kind, das glauben könnte, der Drachen sei ein echter Drache
Das Kind, das glauben könnte, es würde eines Tages mitfliegen
Die Leute fragen nie direkt,
sie fragen aber gerne, ob du dem Drachen einen Namen gegeben hast
Als würde das etwas ändern
Du weißt, dass du eines Tages mitfliegen wirst
und in solchen Momenten wünscht du dir, es wäre schon eines Tages

dritter Monat

Die Ebbe ist da, die Sandburg bleibt fort
statt Wind heute Sturm, dafür Sonne
So antithetisch wie heute wart ihr noch nie
Du schleppst dich hinter ihm her über den Steinstaub
die Spuren, die deine Turnschuhsohlen
auf den Boden stempeln, bleiben – Zumindest eine Weile
Du bist das Kind, das mit einem Drachen spaziert
und heute bleibst du zum ersten Mal stehen
Auf dem Wattboden liegt ein Krebspanzer
Chitin
Deine Nylonseil-blauen Finger greifen danach
Du spürst nicht, wie das Band deiner Hand entgleitet
(wie solltest du auch, so Nylonseil-betäubt wie sie ist)
Der Sturm krallt sich den Drachen
Du fliegst mit.

5.

Glasaugen kullern über die Küchentischplatte,
gefriergetrocknetes Eichhörnchen, eingelegte Nachbarskatze,
gedörrter Uhu – Es folgen Nadel, Faden, Skalpell,
Er arbeitet geordnet, präzise, schnell,
palpiert, paniert, papriziert, pellt,
präpariert wie nur sehr Wenige auf dieser Welt,

mit mannigfaltiger Hingabe, innerer Ruhe –
Es ist endlich Platz in der Tiefkühltruhe

Und sein Chihuahua steht daneben,
ist am Zittern, am Beben,
ein wenig hin- und hergerissen
zwischen Schadenfreude, Angst und schlechtem Gewissen;
nun ist er doch die maliziöse Katze los,
das niederträchtige Eichhörnchen, bloß
kommt er nicht umhin, so sehr er sich auch bemüht,
zu glauben, dass ihm das gleiche Schicksal blüht

6.

Vom Leben gezeichnet

Ich war fünf Jahre alt, als ich den plattgefahrenen Frosch auf dem weißgesprenkelten Asphalt sah; ein bräunlicher Fleck mit Beinen, der hartnäckig in meinem Gedächtnis kleben blieb.
Papa telefonierte; ich wollte ihm nicht beim Panischsein zusehen, also sah ich dem Frosch beim Totsein zu und als ich aufblickte, über die Fahrspuren, über die Bordsteinkante zur anderen Straßenseite, war da das Leben.

Es stand auf dem Radweg, lächelte, als wisse es etwas, das ich nie wissen würde, dann überquerte es die Straße, ohne nach links und rechts und ein zweites Mal nach links zu gucken, wie wir es bei den Verkehrsdetektiven gelernt hatten.

„Darf ich dich zeichnen?“, fragte es, „Du siehst so zeichnerisch aus.“
Natürlich war mir beigebracht worden, nicht mit Fremden mitzugehen, aber damals kam mir das Leben gar nicht so fremd vor, also ging ich mit.
Der Blick zurück galt dem Frosch beim Totsein, nicht meinem Vater beim Panischsein.

An die Wände seines Ateliers hatte das Leben, wie es stolz erklärte, Regenbögen gemalt, bei denen sich nicht das Licht, sondern tatsächlich der Regen bog, seinen Linoleumboden hatte es mit Lebensweisheiten beschrieben.

Die Regenbögen sahen weder regnerisch noch gebogen aus, und die Lebensweisheiten wusste ich damals noch nicht zu entziffern, aber das sagte ich ihm nicht.

Ich sagte gar nichts.

Der Holzhocker, auf den ich mich setzen sollte, krallte mir seine Splitterfinger in die Kniekehlen.

„Ich nutze ausschließlich Recyclingpapier“, verkündete das Leben, bevor es anfang.

Dann fing es an.

Das Kratzen von Graphit auf Recyclingpapier nagte an der Stille, es war trotzdem Stille, vor allem Stillsitzen, deshalb hielt ich sie nicht lange aus.

„Ich dachte, du wärst eine Schachtel Pralinen“, sagte ich. Das Leben hielt verwirrt inne, sah auf die Zeichnung.

„Warum?“

Ich zuckte mit den Schultern: „Eine Schachtel Pralinen, bei der man nie weiß, was man kriegt.“

„Warum bist du dir so sicher, dass *ich* das Leben bin?“

Das war eine gute Frage, aber keine gute Antwort, deshalb ignorierte ich sie.

„Bist du der Tod? Gehört ihr zusammen?“

„Nee“, es lachte und klang dabei ein bisschen wie Mama, wenn ich etwas Dummes gesagt hatte, „ich kenne den Tod noch nicht einmal richtig ...

Kommt immer erst, wenn ich nicht mehr da bin. Glaubst du, er mag mich nicht?“

Ich sagte *doch*, *bestimmt mag der Tod dich*, es nickte erleichtert, zeichnete weiter.

Nach dem Anruf und dem plattgefahrenen Frosch begann das Leben, mich regelmäßig zu zeichnen; auf die Graphit-Male folgten Kohlestift-Male, auf Linolschnitt-Male Aquarell-Male.

Wie viele es insgesamt waren, weiß ich nicht. Nicht, weil ich aufgehört hätte zu zählen, sondern einfach, weil ich nie damit anfang.

(Es gab sogar ein Gipsfiguren-Mal, aber das endete in zwei Katastrophen und einem gebrochenen Gipsfiguren-Arm, deshalb musste ich dem Leben versprechen, nichts davon zu erzählen. Ich sollte generell nichts von ihm erzählen. Das Leben hasst es, wenn Menschen von Begegnungen mit ihm berichten, weil es meint, das sei nie wahrheitsgetreu und immer pseudo-philosophisch. Mir ist mittlerweile egal, was das Leben von mir denkt, doch eventuell ist dieser Text auch ein bisschen nie wahrheitsgetreu und immer pseudo-philosophisch.)

„Bist du eigentlich *das* Leben, oder *mein* Leben?“, fragte mein vierzehnjähriges Ich bei einem Kohlestift-Mal, während das Leben seine schwarzen Fingerspitzen an meiner Fleecejacke abwischte.

Ich hasste Kohlestifte.

Kohlestifte gaben mir immer das Gefühl, aus dicken schwarzen Linien und Papier zu bestehen, auf dem man so doll aufgedrückt hatte, dass es rissig geworden war.

„Warum sollte dein Leben nicht auch *das* Leben sein?“

„Du weißt, was ich meine“, sagte ich, dabei wusste ich selbst nicht so richtig, was ich meinte.

An diesem Tag, mit dem Kohlestiftgefühl, auf einem Holzhocker inmitten ungebogenem Nichtregens erfuhr ich, dass das Leben keinen Sinn in sich selbst sah. Dafür aber einen – vielleicht auch mehrere – in mir.

Ich hasste Kohlestifte.

Das Leben musste ziemlich schlecht im Zeichnen sein, weil es mir keines seiner Werke je zeigen wollte. Statt der Zeichnungen gab es mir zum Abschied bloß Zitronen. Irgendwann begriff ich, dass ich Limonade draus machen sollte, aber da war es irgendwie schon zu spät.

Ich vergrub sie stattdessen in Blumentöpfen, die ich dann nicht goss.

Ich vergrub vieles in Blumentöpfen, die ich dann nicht goss.

Nicht *unzählige*, aber dafür *ungezählte* Male lud das Leben mich in sein Atelier ein, jahrelang, bis es beim letzten Mal einfach ausdruckslos auf die leere Leinwand starrte und nach einer Ewigkeit Stille und Stillsitzen vorschlug, Tee im Schicksaal zu trinken. Es hätte mir immer schon seinen Lieblingstee und den Schicksaal zeigen wollen.

Der Lieblingstee des Lebens war Zitrone mit synthetischen Süßstoffen und der Schicksaal entpuppte sich als schicker Saal, wir setzten uns an einen schicken Tisch mit einer schicken Teekanne und tranken Tee, ohne wirklich Tee zu trinken.

Spätestens, als das Leben seine Kunstwerke auf der Tischplatte ausbreitete, wusste ich, dass das hier ein Abschied sein sollte.

„Guck.“

Brav musterte ich die nicht unzählbar vielen, aber dafür ungezählt vielen Darstellungen meiner selbst.

Sie waren nicht *unsagbar*, aber dafür *ungesagt* schlecht.

„Gefallen sie dir nicht?“

„Hmm ... Ich bin ein bisschen enttäuscht“, gestand ich dem Leben.

„Aha.“

Besonders getroffen wirkte es nicht.

„Enttäuscht heißt doch nur, dass du dich getäuscht hast und dich jetzt nicht mehr täuschst.“

Ich schwieg, Stille, Stillsitzen, der Duft nach Tee mit synthetischen Süßstoffen.

Zum Abschied gab es mir keine Zitronen, nur die Bilder, ich vergrub jedes einzelne in einem Blumentopf, den ich dann nicht goss und dachte beim Nicht-Gießen hin und wieder an den plattgefahrenen Frosch auf dem weißgesprenkelten Asphalt.

III.

Schmalende Gänze / Atmende Weite

Maya Miyata

Versuch, über Brandenburg zu schreiben und andere Gedichte

City Boy takes off

Young Hemingway laughing above the surface
My uncle drowning
He's from the city, from it but not there now, no
No, he's drowning and Hemingway laughs
Because he's from the city, you see
(Not Hemingway, never Hemingway, just my uncle)

City Boy treading treasures of azure
not quite reaching today
(today remains today
 even when tomorrow comes
 he will tell me)
not quite reaching today but certainly reaching
the bottom
 touch down ready for take-off
All Japan Airways please fasten your seatbelts and
buckle your knuckles because we are going to FLY
rat-a-tat-a-tat-tat-tat
(this hotshot is american military trained
 once you see enough Ospreys you practically become one)

Young Hemingway laughing, motor-powered
 still laughing as tomorrow approaches
 as today will forever remain today
My uncle falling and rising interchangeably forever

Forever a boy
bursting into abundant blues

Erde gräbt sich unter die Nägel
Beerentriebe verklebt mein Haar
Schlafe ein im Bus Schlafe? Wache
Schlitzaugen, Schläfen verzogen
Kindsglocken

(Hat die gleiche Farbe wie meine Augen
innen, bloß schmaler)

folge ihm

anwurzelnder Abschied

Ich sehe dich noch in den Sonnenblumen stehen

Glühwürmchen durchbrennen die
Haare

Himmelsverworfen, Regen entleert die
Lunge und schüttet mein Kissen aus, füllt es
mit Pfirsichkernen, Fruchtfleisch verteilt sich
unter der Haut, Schlaf sickert aus Augen

Deine Hand entrennt meinen Gedanken, kenne
ihre Form nicht, habe nie die Finger gezählt
weiß nicht, nach ihnen zu greifen und

tu es

Sonnenblumenkerne
prasseln aus dir

Noch sehe ich dich

Großeltern

H-Milch-Geschmack

Süßlich schmelzend zungzergehend
Erinnerung wiedergebracht
Brautkleidbotanik, Tischgebet

Der Kranich schenkt dir wirre Flügel
Dein Atem schlug davon

Filmseminar

Schwimmerschultern, Inselkind
Sonnenuntergänge in Ostbrandenburg
Sternzeichen auf meiner Haut
Risikoerbe, Schönheitsspiegel

Sternenstrampler, du siehst mich an
verstehe

Doch

Was Verwandtschaft ist

In toten Kameraaugen

Enteignete Erinnerung

Regen in der Johannisstraße

Hat der Hase deine Schwester gerufen?

Versuch, über Brandenburg zu schreiben

Worte stocken
Metaphern der unerwiderten Liebe
Landschaftsbilder, Angstgewohnheiten
Die Neunziger starren mir ins Gesicht
Ich guck weg (hab es von dir gelernt)
Ziehe mich zurück in Wortverstrickung
in

Schmalende Gänze

Atmende Weite

Landflucht gebärende Stadtsehnsucht
 Fluss trocknet ein, tritt über
 Sturmflut
 Gib dem Land Stille, wasch es rein
 Hinterlass es so, wie es war und ist und
 bleib, Heimatort

Bist du doch in mich eingedrungen?

Die mit dem Kopfsalat

Ich habe das Haus nie gesehen. Auch sie nicht oder ihren Hund oder ihre Haarbänder, die bunten, die sie immer trug. Nicht mal ein Foto, nicht mal ein beschissenes Foto an irgendeinem beschissenen Sommertag vor dem Pool oder so, denn sie hatten einen Pool und auch eines der besten Kameramodelle zu der Zeit, Großvater hatte es erzählt. Ich weiß, dass sie Kopfsalat mochte, weil meine Mutter ihn immer machte und einmal sagte, das Rezept wäre von ihr. Das ist auch schon alles, das war immer schon alles gewesen. Sie war die mit dem Kopfsalat und wenn ich etwas von ihr wissen wollte, erzählte man, wie sie Dill, Joghurt, Gurken und Salat vermengt hatte, irgendwann in den 1960ern und, dass das nun unser Familienrezept sei. Mutter machte es immer sonntags in der gleichen Salatschüssel, auf die gleiche Art und Weise. Zuerst den Joghurt, dann den Dill, dann die Gurken, dann den Salat, dann nicht genug Salz und nicht genug Pfeffer. Als Kind wurde ich getadelt, weil ich so viel nachsalzte und ich lernte, den Salat so zu essen, wie er war: geschmacklos.

An zu vielen Sonntagen füllten die grünen Blätter meinen Mund und ich bewegte meinen Kiefer und sie verschwanden, eines nach dem anderen, ließen nichts zurück, außer die Unlust auf den nächsten Bissen.

Zu jenem Zeitpunkt wusste ich noch nicht, was passiert war. Ich würde es erst Jahre später erfahren. Es war Sommerfest, es war heiß, Großvater war da, natürlich war er das. Es gab Alkohol. Es war spät, wir saßen allein, Reste vom Feuer zwischen uns. Die Glut rammte mir Hitze ins Gesicht. Ich schwitzte und ich war mir sicher, dass ich dicke graue Schweißflecken unter meinen Achseln und auf meiner Hose hatte. Ich war mir sicher, dass ich von diesem Baumstumpf nie wieder aufstehen würde, mein Körper fühlte sich an, als würde er zerfließen, stetig, stetig in alle Richtungen und ich wartete darauf, dass ich zerlaufen würde, wie eines dieser klebrigen Kirschbonbons in der Sonne.

Großvater war ein notorischer Trinker, das war er immer schon gewesen, Mutter hatte mir erzählt, seit sie ein Kind war, aber nicht wirklich gefährlich oder so, nein, er lalle immer nur rum und labere komisches Zeug und werfe manchmal Sachen durch die Gegend. Es war sein sechstes Bier diesen Abend, und er kippte es runter, als wäre es sein erstes, als hätte er seit drei Tagen nichts getrunken. Der Schaum lief ihm über den Mund und auf sein Hemd und er wischte sich kurz mit dem Ärmel über das Gesicht.

„Mein Bruder ist vor ein paar Wochen gestorben.“

„Du hast keinen Bruder, Großvater.“ Mein Ton war beiläufige, aalglatte Langeweile, ich starrte auf die Glut und versuchte Muster in ihr zu erkennen. Eine Bierflasche flog an meinem Kopf vorbei und zerschellte irgendwo weiter hinten. Ich spürte den Luftzug, ich blickte auf. Ich war immer noch gelangweilt.

„Du hast keinen Bruder, Großvater.“

„Setz dich und hör mir zu.“ Sein Gesicht war rot gewesen und wirkte jetzt noch röter, sofern das überhaupt möglich war. Morgen würde ich ihn fragen, warum er mir gesagt hatte, ich solle mich setzen, während ich schon längst saß, und er würde sagen, dass das alles nie passiert sei.

Das Erste, was er sagte, war: „Sie redete nicht viel, weil sie nicht so gut hören konnte.“

Das Zweite, was er sagte, war: „Deshalb hat er sie nicht geliebt.“

Ich wusste nicht, was ich sagen sollte. Ich sagte gar nichts. In der Ferne irgendwelches besoffenes Gekicher und Grillenzirpen.

„Du hast keinen Bruder, Großvater.“

Er sagte, er wäre zehn gewesen und er könnte sich nicht erinnern. Nur an die Fotos, die seine Mutter von dem Garten mit ihrer Vito CRL machte, die er nicht anfassen durfte. Nur an den Pool und die Haarbänder, die sie trug, wenn sie darin schwamm. Sie hätte nie gewollt, dass ihr Haar nass wurde, deswegen musste er immer still am Rand sitzen. Wenn er sie anspritzte, wurde sie wütend. Sie hätten einen Hund gehabt, Lola, aber sie wäre wegelaufen. „Das war kurz nachdem es passiert war.“

Er trank einen weiteren Schluck und warf die Flasche hinter sich, dann suchte er nach der nächsten. Der Bierkasten war nicht weit, nur ein paar Schritte neben dem Feuer und dem Holzstamm, auf dem er saß. Großvater taumelte, aber ich half ihm nicht.

Er nahm die Flasche, taumelte zurück, kramte in seiner Hose nach dem Flaschenöffner, zog ihn hervor: „Plopp.“ Dann ein Zischen und ein weiteres leises Plopp als der Deckel herunterfiel, irgendwo ins Gras. Er setzte sich wieder. Er sagte nichts.

In der Ferne hörte ich, wie sich jemand übergab.

Er hustete, zweimal, dreimal, viermal. Dann keuchte er.

„Sie hat nie etwas gesagt. Er kam heim und sie hat nie etwas gesagt.“ Er keuchte immer noch, als würden ihn die Wörter anstrengen, als würde seine Zunge feststecken irgendwo zwischen Gaumen und Vorderzähnen.

„Sie ließ mich auf ihn aufpassen, er war so klein, mein Bruder, aber nicht ganz richtig entwickelt. Er hat immer so viel geschrien, aber es war ihr egal, weil sie es eh nicht richtig hören konnte.“

„Du hast keinen Bruder, Großvater.“

„Sonntags zum Frühstück kochte sie Eier, sie sind immer zu hart geworden, weil sie die Eieruhr nicht hörte. Er mochte das nicht, er mochte seine Eier weich. Irgendwann saß er sonntags nicht mehr am Frühstückstisch. Sie nahm mich dann mit in die Stadt und wir gingen ihn suchen. Stundenlang sind wir herumgeirrt, mein Bruder hat im Kinderwagen geschlafen und ich war neben ihr. Wir haben ihn nie gefunden.“

„Du hast keinen Bruder, Großvater.“

Er lachte. „Mein Cousin, du kennst ja noch meinen Cousin, der hat mir erzählt...“ Er klopfte sich auf die Schenkel, sein Mund war aufgerissen, im Mondlicht nicht mehr als ein weites schwarzes Loch. „Der hat mir erzählt, dass er immer im Wirtshaus beim Park abgestiegen ist, jeden Sonntag hatte er dort ein Zimmer. Deshalb hat sie ihn nie gefunden, sie konnte doch nicht in die Zimmer, dachte, er wäre irgendwo saufen.“ Er lachte mehr, dann beugte er sich vor. Er würgte kurz. Es kam nichts.

„Dann kam er sonntagabends zurück und sie kochte für ihn, als wäre nichts gewesen. Sie hatte ein Rezept für Kopfsalat. Kein Pfeffer, wenig Salz, viel Gurken, viel Dill, etwas Joghurt. Sie mochte es nicht zu kochen, sie machte den Salat, weil er schnell ging und weil er nicht schmeckte. Sie wollte nicht, dass er ihm schmeckte.“

Er lachte und ich war ruhig. Ich saß da und bewegte mich nicht.

Dann keuchte er wieder, sein Atem kam in Stößen, als würde er, während er sprach, Treppen steigen.

„Sie hatte nie viel Zeit. Sie war müde, immer müde, aber sie hat nicht geschlafen. Sie konnte nie schlafen. Ich sollte am liebsten immer stillsitzen, damit ich nichts dreckig mache. Sie hatte nichts dagegen, wenn Lola etwas dreckig machte.“

Seine Hand tastete im Mondlicht, nach einer Bierflasche, die nicht da war. Er sah mich an, zum ersten Mal. „Es hat geregnet an dem Tag, als es pasierte. Mein Bruder war oben im Schlafzimmer und schrie, aber sie hörte ihn nicht. Ich sagte es ihr, aber sie meinte, ich solle mir nichts einbilden. Dann fragte sie mich, ob ich glaube, dass er wohl bald zurück sei. Er hätte bereits vor fünf Stunden zurück sein sollen. Ich sagte, ich wisse es nicht. Sie sagte, ich solle mit Lola rausgehen. Ich sagte, es würde regnen. Sie

sagte, das wäre egal. Das war das Letzte, was sie zu mir meinte, als ich zurückkam, war sie tot. Er ist weggelaufen, einige Jahre später. Mein Bruder ist weggelaufen und wir haben ihn nie wieder gefunden. Ich denke, seine Todesanzeige war vor ein paar Wochen in der Zeitung.“

„Du hast keinen Bruder, Großvater.“

Er keuchte noch einmal. Als er aufstand, tastete seine Hand den Stamm ab, die Flasche war nicht da. Er hat nie wieder darüber gesprochen.

Er war still, genau wie sie an dem Tag, als sie ihren Kopf in den Gasofen steckte. Ihr dreijähriger Sohn blieb im Zimmer zurück.

Man sagte, sie hätte friedlich ausgesehen, als man sie fand, aber so etwas hat natürlich keine Bedeutung, weil Leute, die tote Leute finden, immer sagen, dass diese friedlich aussähen. Ihr Kleid war blau und aus Seide, ihre Frisur intakt. Oben auf der Anrichte stand eine Schüssel mit Kopfsalat. Es war Sonntag, man hatte essen wollen und man würde essen, irgendwann später.

Der Fuchs kommt nicht mehr

Romanauszug

Vor drei Wochen war Ada zu der Erkenntnis gekommen, dass der Fuchs nicht mehr wiederkommen würde. Es war Ende August gewesen und ungewöhnlich kalt. Sie hatte auf einer sehr grünen Wiese ohne Blumen gelegen. Um die Wiese herum war Beton gewesen und dann ein Parkplatz mit noch mehr Beton und dann Häuser und Häuser und Häuser. Hätte sie eine Schwester gehabt, hätte diese neben ihr gesessen und ihr aus einem Buch ohne Bilder vorgelesen. Ein Kaninchen wäre gekommen und hätte sie hier weggeholt. Und dann wäre sie nie wieder gekommen. Sie hatte allerdings keine Schwester und da war auch kein Kaninchen gewesen, sie hatte mittlerweile *nur noch* ihn. Und er kam nicht mehr. Er würde nie wieder kommen, das hatte sie in dem Moment verstanden.

Diese Realisation brauchte dann doch nochmal eben diese drei Wochen, bis sie vollkommen bei ihr angekommen war. Warum gerade genau diese Zeitspanne, ist ungewiss und genauso irrelevant. Allerdings ereigneten sich innerhalb dieser drei Wochen außer dem Wegbleiben des Fuchses noch einige andere Dinge, die eventuell dazu beigetragen haben. Es ist äußerst wahrscheinlich. Aber nicht unumstritten (von Ada).

Jedenfalls.

Ada stand am Hauptbahnhof und schaute auf die Anzeigetafel des Bahnhofs. Sie schaute auf die Namen, die Zahlen und dann schloss sie die Augen. Im Kopf zählte sie. Bis 24. Und nach jeder zweiten Zahl dachte sie denselben Gedanken: Bitte Paris, bitte Paris, Paris, Paris, Paris.

Sie öffnete die Augen wieder. Es roch nach Rauch und schlechtem Kaffee und links neben ihr rammte ihr jemand einen Koffer ins Bein.

„Alter, kannst du nicht aufpassen?“, zischte sie und sah zu dem breiten, bärtigen Mann auf. Er trug einen rot-gelben Hut. Mit dem schwarzen Bart sah er aus wie eine Deutschlandfahne.

„Steh‘ nicht im Weg rum, wie wärs damit?“

„Lern‘ deinen Koffer zu ziehen, wie wärs damit?“

„Also wenn ich“ – Der Mann unterbrach sich. Seine Augen glitten an Ada hinunter, blieben kurz an ihrer Oberweite hängen. Seine grimmig gerunzelte Stirn entspannte sich. Ada machte einen Schritt zur Seite, um seiner Hand auszuweichen. „Du musst nicht so unfreundlich sein. Du hast sicher ein recht hübsches Gesicht, wenn du lächelst.“

„Magst du sie so? Zwanzig Jahre jünger und schön breit lächelnd?“

Viele, viele kleine Runzeln entstanden in seinem Gesicht. Es sah aus, als würde seine Haut Risse kriegen und er könnte jeden Moment zerplatzen. „Eine Unverschämtheit“, zischte er. „Was bildest du dir ein?“ Er drehte sich um und lief davon.

Ada kaute auf ihrem Kaugummi herum. Er schmeckte nach absolut überhaupt nichts mehr. Sie holte tief Luft, spuckte ihn auf den Boden und wandte sich dann wieder der Tafel zu.

Bei der 24 war sie stehengeblieben. Den 24. Zug auf der Anzeigetafel würde sie nehmen. Aber in der Zwischenzeit hatten sich die Orte verschoben. Welcher Ort es auch immer geworden wäre, er war jetzt woanders. Ein Ziel war nicht mehr da, der Mann hatte mit seinem Scheiß-Koffer das gesamte Konzept durcheinandergebracht. Ada fragte sich, ob sie nochmal zählen sollte. Sie schloss die Augen und fing an. Dann schüttelte sie den Kopf, sehr schnell, links rechts, links rechts. Und starrte auf die Wand, als wären in ihren Augen Pfeile und sie würde mit ihnen auf eine Zielscheibe zielen. Zielen, zählen und schießen.

Rostock. Ihre Augen wurden schmal. Sie zählte nochmal. *Wieder Rostock.*

Nochmal. Es war richtig. Das war ihr Ziel. Das war der Zug, den sie nehmen würde. Und direkt darunter: Paris. Er war erst gerade dorthin gerückt, sie hatte es gesehen. Ohne dieses Arschloch säße sie in zehn Minuten im Zug nach Frankreich. Stattdessen war die Stadt, bei der die Zählung stehenblieb, das gottverdammte Rostock. Bevor sie allerdings ihre Prinzipien hinterfragen und vielleicht sogar schummeln konnte, wanderte ihr Blick zu der Ankunftszeit des Zuges. Er kam. Jetzt.

„Fuck!“ rief sie jetzt, griff nach ihrem Rucksack und rannte los.

Ada war vieles. Sie war sehr klein und nach Aussage ihrer Mutter zu dick, zu breit oder was auch immer ihr gerade für ein Wort einfiel, das ihrer Meinung nach nicht im Zusammenhang mit einer Frau stehen sollte. Weitere Begriffe, die in diese Kategorie gehörten, waren: laut, vorlaut und *schnell*. Ada war schnell, verdammt schnell. Sie konnte rennen, und wenn sie es tat, sah man nicht mehr viel von ihr.

Für die junge Frau mit vier kleinen, weinenden Kindern sah das aus dem dritten Stock des Bahnhofes betrachtet so aus: Ein kleiner dunkler Schopf Haare flog durch die Massen an Reisenden. Er zuckte nach links, nach rechts. Hier rammte sich eine Schulter in die Seite, dort fiel einem Mann der Kaffee aus der Hand. Sie sah den braunen Ball, hörte ein stets wiederholtes

„Entschuldigung!“, weit über das Geschrei ihrer Kinder hinweg. Und dann war der Ball auf einmal verschwunden, hatte die Treppe nach links oben zu den Bahnsteigen genommen. Die Frau lächelte und nahm einen Zug von ihrer Zigarette. Sie drehte sich zu den vier kleinen Gestalten vor sich um und betrachtete sie. Langsam zog sie vier Bonbons aus ihrer Tasche hervor und warf jedem eines in die weit aufgerissenen Münder. Es wurde still um sie.

Ada war unterdessen am Bahnsteig angekommen. Aber kein Zug war da. Sie schaute auf die Anzeige. Natürlich. Er kam zu spät. Keuchend hielt sie sich die Seite. Was hatte sie auch anderes erwartet. Sie nutzte die verbleibende Zeit, um ein Ticket zu kaufen. Als der Zug noch immer nicht kam und stattdessen weitere zehn Minuten Verspätung angekündigt wurden, ging sie zurück zum Zentrum des Bahnhofs und kaufte sich Zigaretten und ein Baguette mit Käse. Sie ging zur Anzeige. Wieder war die Anfahrt nach hinten verschoben worden. Sie aß das Baguette, viel zu schnell und fast ganz ohne zu kauen, kaufte sich ein neues und ging dann in die Buchhandlung. Keines der Bücher wollte jedoch mit ihr Kontakt aufnehmen. Die Buchstaben blieben Buchstaben, Bilder und Stimmen blieben aus. Dann, es mussten inzwischen bereits 40 Minuten vergangen sein, kam der Zug. Er war nicht überfüllt. Eine geräuschlose Leere blieb aber trotzdem aus, als sie einstieg. Kinder schrien, ältere Leute beschwerten sich und ein Junge stand neben der Tür und telefonierte laut. Es war das Ende der letzten Ferienwoche. Es würde nicht mehr lange dauern, bis es in der Stadt grau und kalt und einsam werden würde. Jeder vernünftige Mensch machte sich jetzt nochmal auf den Weg ans Meer. *Das Meer*, dachte Ada, *war das einzig Gute an der ganzen Sache*. Würde Rostock nicht an der Ostsee liegen, hätte sie wahrscheinlich wirklich neu gezählt.

Ada wusste, wie man sich an Leuten vorbeidrängelte und mit schnellen Augen einen leeren Platz entdeckte. Dadurch schmiss sie bereits in etwa der Mitte des Abteils ihren Rucksack neben einen Sitz am Fenster und setzte sich. Dort merkte sie, wie ihr Kopf langsam anfang, Fragen zu stellen. *Was mache ich, wenn* – Sie setzte schnell ihre Kopfhörer auf und drückte auf den schmalen Knopf ihres iPods. Laut, wahrscheinlich zu laut, legte sich die Musik auf ihre Ohren. Ihre Kopfhörer waren Hände, die sich auf ihren Kopf legten. Sie schloss die Augen. Sie hörte nichts um sich herum. Nicht die Menschen, die sich weiter drängelten und ihre Sitzplätze suchten. Nicht das Kind, das seinen Vater verloren hatte und deshalb laut schrie und jeden Erwachsenen ans Bein packte. Sie hörte nicht die Frau, die sie fragte,

ob neben ihr noch frei sei. Und vor allem hörte sie nicht die Stimmen in ihrem Kopf. Alles war so laut, laut überall, dass kein Gedanke sich legen konnte. Ada merkte nicht, dass sie einschlief. Wahrscheinlich war auch dafür die Musik zu laut. Aber sie merkte, als sie aufwachte. Denn sie tat es blutend.

Für so manchen mag das brutaler klingen, als es ist. (Nein, sie wurde nicht angeschossen.) *Fucking hell*. Ihre ganze Hose war feucht, und langsam ging das Rot auch in den Sitz über.

„Scheiße“, zischte sie, so laut, dass mehrere Köpfe sich zu ihr umdrehen.

Ada griff nach ihrem Rucksack und fing an, darin zu wühlen. Natürlich hatte sie keine Tampons eingesteckt. Nichts, nicht mal Taschentücher. Sie stand auf. „Hey, sorry“, rief sie in den Zug. „Hat hier irgendwer einen Tampon?“

Niemand sagte etwas. Die Köpfe schauten sie eine Weile an und wandten dann schnell den Blick ab. „Nein? Ja? Ich kann leider keine Gedanken lesen.“

Noch immer antwortete ihr niemand. Was nicht hieß, dass die Leute nicht redeten. Zwei ältere Frauen steckten die Köpfe zusammen und fingen an zu tuscheln. Ein junges Mädchen, bestimmt fast ihr Alter, wurde sehr rot und schaute konzentriert aus dem Fenster.

„Hey du“, sagte Ada zu ihr. Das Mädchen wurde noch röter. „Komm, du hast doch sicher irgendwas, ‚ne Binde geht auch voll klar.“

Langsam, ganz langsam, bückte sich das Mädchen nach ihrer Tasche und kramte darin herum. Während sie suchte, spürte Ada einen Blick in ihrer Seite. „Habe ich irgendwas im Gesicht?“, fragte sie an die ältere Frau gewandt, die vorhin noch so eifrig mit ihrer Freundin getuschelt hatte. Die Frau rümpfte die Nase und drehte den Kopf weg.

Ada lachte auf. „Oh man. Ist wohl zu lang her bei Ihnen.“ Sie drehte sich wieder zu dem Mädchen und nahm einen riesigen Tampon in Empfang.

„Den aller größten Dank dir, du rettetest mir buchstäblich das Leben.“ Sie machte auf dem Absatz kehrt und sich auf den Weg zur Zugtoilette. Ihre Hose war hinten inzwischen durchweicht. Wäre der Stoff nicht dunkelblau, würde jetzt eine rote Blume ihre Rückseite zieren.

Am Ende des Abteils gab es zwei Toiletten. Eine davon war kaputt, die Tür war ausgehakt worden. Die andere war besetzt. Ada hätte gerne irgendwo gegen getreten. Stattdessen hämmerte sie gegen die Tür. „Hallo? Ich muss da rein.“

Kurz blieb es still. Dann rief eine Stimme: „Besetzt!“

„Ja, das sehe ich auch. Ich muss aber jetzt in diese Toilette.“

„Ich würde dir wirklich gerne helfen, aber ich bin bereits hier drin.“

„Quatsch nicht, sondern mach die Tür auf.“

„Ich bin hier drin, und das bleibt so.“

„Dann komm ich eben dazu.“

„Was?“

„Mach jetzt die Tür auf und lass mich rein. Und wenn du drinbleiben willst, bleib drinnen. Interessiert mich wirklich 'n Scheiß.“

„Du hörst dich so herzergreifend freundlich an, wie kann ich mir diese Gesellschaft entgehen lassen.“

„Wenn du nicht sofort aufschließt, trete ich die Tür ein. Das ist kein Witz.“

„Es ist auch nicht lustig.“

„Eins, zwei“ Die Tür schwang auf und Ada fiel hinein. Ein schneller Griff hinter sie schloss die Tür direkt wieder. Ada sah auf. (Sehr weit, wie gesagt, sie ist sehr klein.)

Vor ihr stand ein Junge. *Ein Klischee*, dachte sie. *Na großartig.*

Er war vielleicht ein bisschen älter als sie, ganz sicher jedoch sehr viel größer. Ihr erster Instinkt war, eine Decke auf ihn fallen zu lassen und ihn in ein Bett zu werfen, so müde sah er aus. Die Ringe unter seinen Augen waren rund und blau, sie könnten auch Schwellungen sein.

„Dreh dich um“, sagte sie.

„Was?“

„Umdrehen hab ich gesagt. Ich werde jetzt meine Hose runterlassen und mir Blut von den Beinen wischen. Ich habe nicht vor, dich dabei als Zuschauer zu haben.“

Er lächelte. „Natürlich. Entschuldige.“ Er drehte sich um und setzte sich. So konnte er auch im Spiegel nicht mehr auf sie zurückschauen.

Ada begann sich auszuziehen. Ihre Oberschenkel waren rot befleckt und ihre Unterhose sah aus wie ein Schlachtfeld.

„Was hast du –“

„Ich habe ebenfalls nicht vor, mich mit dir zu unterhalten. Ich möchte nur diesen Tampon hier benutzen.“

„In Ordnung.“

Der Junge schwieg. Einige Zeit hörte man nur das Rascheln des Toilettenpapiers und das Quietschen ihrer Stiefelsohlen auf dem Boden. Bis er wieder anfang zu reden.

„Was für Musik hast du zuletzt auf deinem iPod gehört?“
 Ada seufzte. „Ich habe gesagt, ich will nicht reden.“
 „Aber ich will gerne.“
 „Bist du fünf, oder was?“
 „Nein, mich interessiert nur, was du da für Musik hörst. Und warum mit einem iPod.“
 „Du tust so, als wäre das ein uraltes Artefakt.“
 „Ganz genau.“
 Wieder stöhnte sie. „Top 10 Schlager der letzten 43 Jahre. Danke, Gespräch zu Ende.“
 „Nein, das finde ich nicht. Warum der iPod?“
 Ada stand auf und spülte. Sie trat neben ihn und fing an, sich die Hände zu waschen.
 „Ich bin fertig. Danke fürs Reinlassen. Bis dann.“ Gerade wollte sie die Tür aufmachen und schnellstmöglich verschwinden, als jemand mit einer gewissen Vehemenz gegen das dünne Plastik klopfte und nach einer Fahrkarte fragte.
 Ada runzelte die Stirn und sah zu dem Jungen herunter. Jetzt war es bei ihm, zu ihr heraufzuschauen. Er legte den Kopf in den Nacken und seine Augen wurden so groß, dass es aussah, als würden sie gleich herausfallen. „Einen Moment!“, rief sie durch die Tür. Sie hob eine Braue und sah den Jungen fragend an. Der sagte nichts. Er schob nur langsam den rechten Zeigefinger vor die Lippen. Ada verstand sofort.
 „Sie haben diese Toilette seit den letzten zwei Stunden nicht verlassen, ich muss Sie darum jetzt bitten, mir Ihr Ticket zu zeigen.“
 „Ich habe Frauenprobleme, wenn Sie verstehen.“
 „Ich bestehe darauf.“
 Ada stöhnte hörbar laut auf. Teil ihrer Rolle, aber auch Teil ihrer ehrlichen Reaktion. Der Junge lächelte jetzt entschuldigend. „Du schuldest mir was.“ Flüsterte sie. Dann zog sie ihre Hose wieder aus und packte die blutige Wäsche auf einen Haufen. Sie öffnete die Tür ein Stück und streckte den Arm mit der Kleidung durch den Spalt. „Hier. Sehen Sie, was ich meine? Die dunklen Schatten im Stoff sind keine stylischen Accessoires. Blutig. Alles. Und dazu noch ein paar Begleiterscheinerungen, die Sie lieber nicht vorgeführt bekommen wollen. Passt das?“
 Der Schaffner machte schnell einen Schritt rückwärts. So schnell, dass er fast in die kaputte Toilette gelaufen wäre. „Ja, danke, das passt. Entschuldigen Sie die Störung.“

Ada zog den Arm zurück und knallte die Tür zu. Der Junge zog sich am Waschbecken hoch, wischte schnell seine Hand an seinen Jeans ab und hielt ihr dann die rechte hin. Er hatte sehr breite Hände. „Ich bin Khai.“ Sein Lächeln war seit der Unterbrechung des Schaffners nicht weggegangen. Im Gegenteil, es war nur noch breiter geworden.

Ada schaute herunter auf seine Hand und legte den Kopf schief. Sie nahm seine Hand nicht. „Ada“, sagte sie nur und wandte sich dann ab. „Viel Spaß dir jetzt noch hier auf der Toilette. Ich vermute, dass der Schaffner nicht wiederkommen wird.“ Sie drückte die Türklinke herunter und, bevor Khai noch etwas sagen konnte, war sie verschwunden.

Er hat geredet wie Der Fuchs, dachte sie auf dem Weg zu ihrem Platz. *Die Stimme, die Fragen – Bullshit ... oder?* Sie blieb stehen. Dieser Gedankengang sollte eigentlich von ihrem iPod aufgehalten werden. Doch der war diesmal gar nicht nötig. Denn als sie bei ihrem Platz ankam, war da keiner mehr. Kein Sitzplatz und kein Rucksack. Stattdessen saßen dort ein Mann und ein Kind.

Von hier aus kann es wirklich nur besser werden.

Marie Helene Zwicker

nachspeisen

maden

Die gesamte Woche hatte ich mich gefragt, wie ein Mensch inmitten des Hochsommers sterben konnte. Der Ostwind und die nassen Fußsohlen, all das mochte sich nach Tod anfühlen. Berlin war schon längst in den Mai, in den Juni und in den Hochsommer getanzt, und ein Körper verweste auf Station 208. Scharfgarbe und wilde Karotte wucherten unter den Leitplanken hervor. Unser roter Ford kroch über die Autobahn.

Ich übergab mich beinahe auf dem Weg durch den Flur, im Aufzug, vor der Klinke der Tür, die mich noch von dir trennte. Da lagst du auf dem Krankenhausbett. Dein Bauch war entblößt, behaart, eingefallen, weil das Krankenhaushemdchen verrutscht war. Mittagessen kam, Kartoffelpüree und

braune Soße. Die Gabel fand deinen Mund nicht, deine Hand die Gabel nicht, ich fütterte dich. Dann die Folie des Wackelpuddings. Ich zog sie ab. Nachtisch. Ich sortierte deine Kleidung um, vollgepisst. Das wird zu Hause gewaschen.

Als wir uns das letzte Mal sahen, erkanntest du mich nicht. Das letzte Mal, dass du mich fragtest, wie es ist bei mir und warum ich behaupte, ich hätte Furcht vor Dir.

manchmal teile ich mir ein Stück Bienenstich mit dir

manchmal in meinem Spiegelbild
übergeben sich deine Mundwinkel
läufst du an mir vorbei
trägst du eine Schirmkappe aus Cord
manchmal teile ich mir mit dir ein Stück Bienenstich.
manchmal tragen die Frauen
mit denen ich flirte deine Schuhe
ihre Finger finden die Mottenlöcher
die ich hinein geknabbert hatte
versteckt in deinem Kleiderschrank

manchmal will ich deine Koffer einäschern —
dann stelle ich mir vor
die Ärmel deiner Adidasjacke
hievt mich hoch
auf die Gartenmauer.

Pantomime

Friederike, was mache ich denn, wenn ich nichts als Pantomime gelernt habe?

biegt ein Mensch um die Ecke stoße ich zusammen
ich stehe doch so gern im Nieselregen
ich bleibe noch ein wenig stehen
eine Schleife im Hündchenhaar
mein iPhone acht überhitzt
auf dem Bahnsitz Usedom's sandiger Überrest

ich würde mich auch gerne wie die Tauben unter den
Ringbahnbrückenbögen verstecken
weit weg von dem Gift und den spitzen Nadeln am Bahnhofstor

unsichtbar

Ständig wirst du gefragt, ob du meine große Schwester bist. Im Nachthemd tobst du durchs Treppenhaus. Dein Babybauch hat die Größe eines Speisekürbisses. Ich sammle Warnhinweise, und deine Augenringe sind so langsam kirschrot. Es macht keinen Unterschied, wenn du sie aus deinem Schlafzimmer verbannst. Ihre Hände sind immer da, oder? Ihre Hände.

Die Geranienhände. Von Balkonen glotzt der Wuchs auf mich herab.

Der Verlobungsring ist in der Hecke gelandet.

Wie ich wünschte, du würdest wirklich einfach nur so leicht blaue Flecken bekommen.

Ich bin nie darauf gekommen, die Polizei zu rufen.

Jetzt kann das Kind sprechen. Ich nicht, meine Zunge liegt zweieinhalb Kilometer flussabwärts am Grunde der Spree. *Muss Papa ins Gefängnis?*

Dort landen sie nie, die Geranien wuchern weiter in den Kübeln auf den Terrassen der Italiener in der Innenstadt. Donna Mia.

allogrooming

du fühlst dich wie ein Kind
samtene Schultern
immer für deren Haltung gelobt
würde ein Streicheln hervor

zitternde Scheitelbeine
auf Hinterköpfen
Spuren seiner Griffe
tief in deiner Halsgrube

in deinem Rocksäum
meine Finger noch festgekrallt

Milchglas ist eingeschlagen
die Fontanelle erweicht

IV.

... und der graue Staub,
der sich
irgendwann über
sein Grab legt

13.320 Sekunden

Ja, Papa, du hattest recht mit dem Meinungsstreit, den wir vor langer Zeit hatten. Glück hat wirklich nichts mit der Größe deines Bankkontos, der Automarke oder der Größe der Diamanten an deinen Ohren zu tun. Glück hängt überhaupt nicht von den äußeren Umständen ab. Ich habe deine Worte nicht sofort verstanden: „Glück ist kein Geschenk des Schicksals, sondern eine Charaktereigenschaft.“ Ich denke oft an einen bestimmten Tag. Einen Tag des absoluten, unglaublichen Glücks. Erinnerst du dich?

... Der Krieg dauert seit einer Woche an und Charkiw wird mit einer gewissen Grausamkeit bombardiert. Flugzeuge fliegen eines nach dem anderen und werfen 500-Kilogramm-Bomben auf Wohnblöcke, Universitäten, Schulen, Theater und Krankenhäuser. Eine solche Bombe zerstört ein 10-stöckiges Gebäude in einer Sekunde. Es scheint, dass unsere brutalen Nachbarn die Stadt mit allen verfügbaren Waffen bombardieren. Russland ist nur 30 Kilometer entfernt, sodass der Alarm nicht vor, sondern nach den Explosionen ausgelöst wird. Verkehrsmittel, Apotheken, Geschäfte und Betriebe sind geschlossen. Es gibt kein Benzin, und die Menschen, die versuchen, die Stadt zu verlassen, laufen durch U-Bahn-Tunnel zum Bahnhof. Und sie bombardieren, bombardieren Tag und Nacht. Wir wohnen im Stadtzentrum, und unser Haus ist von Explosionen nur so erfüllt. Es ist unerträglich laut und beängstigend.

In den ersten Tagen hält meine Mutter durch, ruft Kollegen und Freunde an, beruhigt jemanden, unterstützt andere. Aber plötzlich, nach einem besonders nahen und lauten Beschuss, bricht sie zusammen, weint, gerät in Panik. Und du rufst irgendwo an und sagst uns: „Packt schnell zusammen, wir gehen an einen sichereren Ort.“ Wir schnappen uns die Katze, die Dokumente, ein paar wenige Dinge, springen sofort ins Auto. Du fährst uns zu deinem Arbeitsplatz. Dort, in den Kellern unter den Büros und Produktionsanlagen, verstecken sich die Mitarbeiter mit ihren Familien und die Menschen aus den Nachbarhäusern. Diese Keller sind zwar keine Luftschutzbunker, es gibt dort keine spezielle Ausrüstung, aber sie liegen ziemlich tief unter der Erde. Unser Keller ist groß, mit vierzig Personen darin, und der wärmste von allen. Der wärmste Keller hat sechs Grad Celsius. Und in den ersten Tagen ist uns hoffnungslos kalt. Nach einer Weile hast du ein Stromkabel in den Keller gezogen, die Verkabelung gemacht und Steckdosen eingebaut. Wir bekommen Heizung, dann gibt es Internet. Und unter der Treppe haben wir sogar eine Art Küche eingerichtet.

Hier kochen meine Mutter und andere Frauen das Mittagessen und versorgen alle Kellerbewohner und Arbeiter.

Der Keller ist in winzige Abteile unterteilt. In unserem stehen ein ausrangiertes Sofa aus deinem Büro und ein Stuhl. Diese Abteile sind so klein, dass sie nicht für alle reichen, und die Leute schlafen in den engen Gängen. Neben uns wohnt eine junge Familie. Sie haben eine fünfjährige Tochter und ein kleines, neugeborenes Baby. Das Baby schreit rund um die Uhr. Sie versuchen, es zu beruhigen, zu füttern, aber es fängt an zu weinen, zu ersticken und läuft blau an. In ein paar Tagen werden das Baby und seine Mutter ins Krankenhaus gebracht, in einen ähnlichen Keller unter der Kinderpoliklinik. Und die kleine Schwester wird bei uns bleiben. Sie wird zu mir kommen, sich neben mich setzen und ihre Gruselbilder malen: Menschen mit abgeschlagenen Köpfen, Explosionen, zerstörte Häuser. Sie hat viele Buntstifte, aber sie malt nur in schwarz. Sie weint nicht. Sie sitzt still da und malt.

In unserem Keller gibt es viele alte Frauen. Am Nachmittag versammeln sie sich in der Ecke und flüstern. Eine von ihnen jubelt lautstark über die Explosionen: „Hurra! Hurra! Ein Feuerwerk! Wir werden feiern!“ Sie klatscht in die Hände, lacht und singt. Sie hat Altersdemenz. Und manchmal beneide ich sie sogar ein bisschen. In ihrer Welt gibt es keinen Krieg, keinen Schmerz, keinen Terror. Die zweite alte Dame versucht, ihren alten Hund zu beruhigen. Der Hund ist sehr verängstigt. Nachts kauert er in einer Ecke und heult. Ein Heulen, das einem das Blut in den Adern gefrieren lässt. Sie bringen ihn raus, beruhigen ihn, aber er heult und heult weiter. Die dritte Frau macht sich Sorgen um ihre Katze. Die Frau wurde direkt von der Straße in den Keller gebracht. Sie stand in der Schlange für humanitäre Hilfe, als in der Nähe eine Bombe explodierte. Ihre Katze wurde allein in der Wohnung zurückgelassen. Das Wohngebiet, in dem sie lebt, wurde besonders brutal beschossen. Die alte Frau erzählt uns alles über die Katze. Sie hat keine Verwandten, nur diese Katze. Papa, weißt du noch, wie du eines Tages zur Absturzstelle in der Nähe ihres Hauses gegangen bist? Du hast die alte Frau angesprochen und sie hat dir die Schlüssel für die Wohnung gegeben. Du kamst etwa drei Stunden später wieder. Und auf Mamas leise Frage hin sagtest du: „Es gibt keine Katze mehr, es ist gar nichts mehr da.“ Meine Mutter nahm die Schlüssel, gab sie der alten Frau und setzte sich lange, lange Zeit neben sie und flüsterte ihr etwas zu. Und die Frau schwankte immer wieder hin und her und weinte leise Tränen.

Der Keller ist immer voll von Geräuschen. Oben hört man Explosionen, unten stöhnende Menschen, ein weinendes Baby, einen heulenden Hund. Die Männer sind selten im Keller anzutreffen. Nach jedem Beschuss gehen sie hinaus, um die Schäden zu beseitigen. Sie kommen für kurze Zeit, essen schnell etwas, lassen sich auf eilig hergerichtete Bänke fallen und sinken in einen unruhigen Schlaf. Papa, du gehst auch immer in der Arbeitsjacke von jemand anderem. Du bist Ingenieur, ein Energietechniker, aber es gibt keine Mitarbeiter mehr in deiner Abteilung. Einige von ihnen sind gegangen, andere sind in den Krieg gezogen. Zu jeder Tages- und Nachtzeit nimmst du also einen kurzen Anruf entgegen und gehst. Es gibt sonst niemanden. Du kommst zurück und riechst nach Brand und Katastrophe. Du siehst todmüde aus. Aber du versuchst immer wieder etwas zu tun, um den Keller etwas wohnlicher zu machen, um es den Bewohnern ein wenig leichter zu machen. Du wendest dich an Freiwillige; ich höre, wie du konzentriert jemandem am Telefon diktierst: „Insulin, Spritzen, Babynahrung, Windeln, Schmerzmittel, Beruhigungsmittel.“ So leben wir jetzt seit etwa einem Monat. Die Tage verschmelzen mit den Nächten, und ich habe das Gefühl, mein halbes Leben im Keller verbracht zu haben. Ich lerne nicht - die Schulen arbeiten nicht. Den ganzen Tag liegen meine Katze und ich nebeneinander und lesen die Nachrichten, wenn es Internet gibt. Und das alles nimmt kein Ende. Es ist wie eine parallele Realität, ein sehr realistischer Horrorfilm.

Aber eines Tages, Papa, kommst du in den Keller mit einem großen Karton in der Hand. In deinem Karton sind Baguettes. Und du verteilst diese Baguettes an alle und sagst zu mir und meiner Mutter: „Leute, die Bäckerei ist wieder offen! Ich habe für alle Baguettes gekauft! Sie sind noch heiß. Und draußen ist es Frühling und ruhig. Lasst uns nach draußen gehen. Ich habe auch Milch mitgebracht.“

Wir nehmen die Katze und die Tassen und gehen nach draußen. Du führst uns zu einem Gebäude, in dessen Nähe eine Bank steht und daneben ein kleines Blumenbeet. Wir setzen uns auf die Bank und Mamas Handy klingelt. Sie geht ran und bekommt nur ein paar Worte gesagt. Mama legt den Hörer auf und die Tränen fließen aus ihren Augen. Sie weint und lacht und weint wieder. Durch das Lachen und die Tränen hindurch sagt sie: „Sie haben überlebt, sie sind raus.“ Und du und ich verstehen, von wem sie spricht. Ihre enge Freundin und ihre Familie sind in Mariupol geblieben. Wir haben den Kontakt zu ihnen am dritten oder vierten Tag des Krieges völlig verloren. In Mariupol ist es noch schlimmer als in Charkiw, die Menschen

trinken Wasser aus Pfützen und die Toten werden eilig vor den Hauseingängen begraben. Jeden Tag schreibt meine Mutter ihrer Freundin eine Nachricht und schickt sie ins Nirgendwo. Und jetzt ist die Freude groß. Sie sind am Leben. Sie sind aus der Hölle entkommen. Und wir sitzen auf der Bank. Und wir essen heiße, knusprige, schmackhafte Baguettes und trinken Milch. Ich habe noch nie, weder vorher noch nachher, etwas so Köstliches gegessen. Und sogar unser Kater frisst das Brot und leckt die Milch aus dem Becher. Und wir lachen und geben ihm einen eigenen Becher und sagen ihm, dass die Milch daraus besser schmeckt. Der Kater hat die ganze Zeit mit uns im Keller verbracht. Er hat kaum etwas gefressen, er lag nur mit offenen Augen da. Sein Fell ist verblasst und hängt in Fetzen herunter. Und jetzt knabbert er so genüsslich am Baguette und sieht so zufrieden aus. Und der Himmel ist blau, blau. Und keine einzige Wolke am Himmel, die Sonne scheint so hell. Und man kann das Brennen in der Luft kaum riechen. Und Schneeglöckchen blühen. Und die Knospen an den Bäumen springen bald auf. Und die Luft ist erfüllt von Geräuschen: Spatzen zwitschern, Bienen summen, Äste flüstern etwas. Am Gebäude gegenüber hängt eine alte, runde Uhr. Ich schaue auf diese Uhr und wünsche mir, dass die Zeit stehen bleibt. Anhalten in diesem Moment, in dem eine warme Brise weht und der Himmel klar ist, in dem die Vögel singen und kein Krieg herrscht, in dem die Liebsten in der Nähe sind. Und man kann unbeschwert auf einer Bank sitzen, mit den Beinen schwingen, etwas Lustiges erzählen, das Gesicht in die Sonne halten, den Duft von Erde, Gras und Brot einatmen. Ich möchte so gerne jede Minute dieses unglaublichen Glücks aufsaugen, jede Zelle damit füllen, so wie ein Taucher vor einem langen Tauchgang seine Lungen mit Luft füllt. Ich möchte diese Momente in einen Rucksack packen, sie mit mir tragen, sie herausnehmen, sie anschauen, sie schmecken, sie in meinen Händen wärmen, diese glücklichen Momente immer wieder erleben.

Dann gibt es eine Explosion, eine Sirene, und ich muss wieder in den Keller rennen. Ich werfe einen kurzen Blick auf die Uhr, um mir die Zeit einzuprägen. Mein Glück hat 3 Stunden und 42 Minuten gedauert, ganze 13.320 Sekunden.

World Not fair – Geschichten der Hoffnung

Eins Arrogant Thieves In Uniform

Es gab eine Zeit, da wurden Länder plötzlich aus ihrem Frieden gerissen und von anderen Menschen kontrolliert, meist Männern, um genau zu sein, die eigentlich woanders schon ein Haus hatten. Oder sogar einen Palast. Sie sahen sich trotzdem nicht als Gäste, sondern als Besitzer. Als Besitzer des ganzen Idylls.

Manche sahen sich sogar als Besitzer der Menschen, die dort lebten. Sie kamen mit Waffen in die Länder und fühlten sich dort als Herrscher. Sie setzten sich mit ihren dicken Gewehren in Hängematten, ließen sich fotografieren, wie sie hiesige Früchte und Essen verspeisten und die Menschen, die in dem Land zu Hause waren, wie Sklaven behandelten. Sie dachten, sie hätten ein gottgegebenes Recht darauf. Noch heute sind die Geschichtsbücher voll von den Bildern dieser arroganten Typen. Einige von ihnen schrieben sogar Briefe nach Hause, in denen sie ihre Taten als heldenhaft beschrieben, während sie in Wahrheit nichts anderes waren als Diebe mit Uniformen. Klar, dass manche der Menschen das nicht so gut fanden, was da in ihrem Land passierte.

Aber es ist ja eine allgemein bekannte Tatsache, dass Denken bei den meisten Menschen vor dem Handeln kommt. Aber es auch meistens beim Denken bleibt. Manchmal ist es einfacher, sich in das Unvermeidliche zu fügen, als sich gegen etwas zu stellen, das größer zu sein scheint als man selbst. Einer der Menschen, der es nicht beim Denken beließ – auch wenn er großartig im Denken war – trug eine runde Brille und sah ein bisschen aus wie ein Mönch. Ganz ähnlich war seine Philosophie. Er griff nicht zu Waffen, um Gewalt mit Gewalt zu bekämpfen, sondern führte eine friedliche Revolution, die deswegen nicht weniger erfolgreich war, im Gegenteil.

Und wenn du heute ein Buch über diesen großartigen Mann liest, sind deine Hände danach nicht blutverschmiert. Ein viel zu seltenes Gefühl, wenn man an die Geschichtsbücher über Alexander, Friedrich, Otto, Karl und die ganzen anderen denkt, die angeblich „der Große“ waren.

Zwei Bad Man Death Trees

Es gibt Menschen, die verdienen viel Geld. Schön für sie. Dazu haben sie Fabriken mit Rohren, die oben aus dem Gebäude ragen. Tolles Rohr, bläst viel Dreck in die Umwelt. Manche sitzen auch in einem echt bequemen Sessel und telefonieren. Mit Leuten, die Leute kennen, die Spiritus und Kettensägen in der Garage haben. Gut fürs Geld, aber der Baum findet das nicht so toll.

Das Klima übrigens auch nicht. Wenn die ganzen Bäume ermordet werden, wird es heiß. Seit der vorindustriellen Zeit wurde eine Fläche Wald abgeholzt, die 1,5-mal so groß ist wie ganz Europa. Das war alles mal voller Bäume. Abgeholzt von den kleinen Typen mit zwei Beinen, die sich Mensch nennen. Brutal, nicht? Komisch, dass du das noch nicht wusstest. Eine Frau, die in Südamerika lebte, wusste das auch noch nicht. Und als sie es erfahren hat, hat sie angefangen, neue Bäume zu pflanzen. Eine enorme Arbeit, für die sie nicht einmal Geld bekommen hat. Ihre Hände waren immer voller Erde. Aber andere Menschen wurden auf sie aufmerksam. Andere Menschen begannen zu helfen. Noch ein Baum mehr. Und noch einer. Am Ende waren es schon ziemlich viele. 51 Millionen gepflanzte Bäume. Viel? Und wie viele wurden abgeholzt?

15 MILLIONEN QUADRAT-KILOMETER. Zum Vergleich: Die gepflanzten 51 Millionen Bäume entsprechen 510 Quadratkilometer. Nicht das du jetzt sagst, das ist wenig. Es ist trotzdem eine Leistung. Eine große sogar. Ich meine 51 Millionen Bäume zu pflanzen. Eine Fläche von ganz Europa abholzen? War bestimmt auch viel Arbeit. Toll gemacht.

Übrigens wurde auch der beeindruckendste Baum, den man sich vorstellen kann, ein Bergmammutbaum mit fast 100 Metern Höhe, gefällt. Auf dem Baumstumpf haben nach dem Mord 32 Menschen getanzt. Muss ein ziemlich breiter Baum gewesen sein. Wenn du das nicht glaubst, prüfe es nach. Danach kühlst du deinen Kopf und pflanzt einen Baum. Bitte.

Drei Little Boy

Es war natürlich kein schöner Tag. Das ist ein Tag fast nie, wenn Weltkrieg ist. Ein kleines Mädchen saß auf dem Boden der Küche und schaute der Mutter interessiert beim Kochen zu. Es roch ganz gut. Nach Essen eben. Essen zu Hause roch immer gut.

Das kleine Mädchen krabbelte auf den Stuhl und aß mit seiner Schwester die weichen, warmen Nudeln, die in der Brühe schwammen.

Irgendwo, viel weiter weg, saß gerade noch jemand anders beim Essen. Es waren Männer, die keine Nudeln aßen, sondern etwas viel Ekligeres. Sie aßen kleine schwarze Eier. Fischeier. Und trafen dabei eine äußerst schwerwiegende Entscheidung. Sie überlegten, welchen Flieger sie nehmen sollten. Und ob Little Boy oder eine andere besser geeignet war. Little Boy wurde in das Flugzeug, das sie ausgewählt hatten, verladen. Das machten die Männer aber nicht persönlich. Dazu hatten sie vorher telefoniert. Dabei hatte sich jemand einen Kaffee eingekauft, und auf seinem Stuhl gewippt. Als die Telefonate zu Ende geführt waren, ging es los.

Das Flugzeug startete, am Steuer saß ein Typ, der keinen Bock mehr aufs Leben hatte. Trauriger Geselle. Sehr traurig. Er hatte einen ganz miesen Job. Noch schlimmer als ein Henker. Das Flugzeug flog, und der Pilot versuchte, nicht so viel zu denken. Als er mit seinem Flugzeug über der Stadt angekommen war, in der das Haus stand, war er mit seinem Schicksal einig. Er drückte einen Knopf, vielleicht war es auch ein Hebel. Egal, nebensächlich. Das Flugzeug öffnete eine Klappe im Boden, und Little Boy flog herab. Der Pilot hatte die Augen schon geschlossen. Es krachte, unbeschreibliche Kräfte verteilten sich, rissen alles nieder. Staub legte sich über die Stadt, und Menschen fingen plötzlich an, wie aus dem Nichts zu sterben.

Die Nudeln in dem Haus des kleinen Mädchens wurden kalt. Niemand hatte sie fertig gegessen. Doch einige Bäume, die gar nicht so weit entfernt von dem Punkt entfernt stehen, an dem Little Boy gelandet war, stehen noch heute in voller Pracht. Sie sind beeindruckende Beispiele für die Wunder des Lebens.

Vier Wound Hands

Es war ein Tag wie jeder andere. Das Frühstück war mickrig, sogar noch mickriger als sonst. Wahrscheinlich würde es keinen Unterschied machen, wäre es gar nicht da. Trotzdem war jeder Bissen Gold wert. Und jeder Krümel Gold bedeutete etwas mehr Reis. Deswegen machte er sich auf den Weg – fast eine halbe Stunde Fußmarsch. Und dann ging die Arbeit erst los. Acht Stunden. Oder mehr. Aber so genau konnte er es nicht sagen. Eine Uhr wäre viel zu teuer.

Fünf Minuten später klebte das dreckige T-Shirt an seiner Haut, wobei der Großteil des Schweißes von der Erde und dem Sand in dem Fetzen Kleidung aufgesaugt wurde. Die Hände taten ihm weh. Die Lampe spendete kaum Licht. Die Sonne? Viele, viele Meter über ihm verschwand der letzte Sonnenstrahl in einer Biegung des Schachtes. Die Luft war muffig, der Rücken und die Knie schmerzten mehr als bei jeder Arthrose. Dabei war er jung. Sehr jung. Minute um Minute rammte er die klapprige Schaufel in den feuchten Sand. Er war am untersten Ende des Schachtes.

Vor einigen Monaten war die Mine sogar noch tiefer gewesen. Aber wenig Geld für Sicherheit – eingestürzt. Freund unten. Immer noch unten. Lebendig begraben. Aber er hatte keine Wahl. Er brauchte jeden Cent von seinem Arbeitgeber. Auch wenn er ihn verabscheute. Als dieser letztens vorbeigekommen war, hatte er jemanden geschlagen, der ihm mit der Schaufel versehentlich ein paar Körnchen Sand ins Gesicht gespritzt hatte. Sein eigenes Gesicht war voller Erde. Seine Augen brannten und tränkten. Acht Stunden später schaffte er es kaum noch aus der Grube.

Zuhause erwartete ihn als Trost eine Portion Reis.

Sie redeten noch über die Lage. Das bisschen Verstand, das ihnen nach der Arbeit blieb, reichte aus, um zu träumen. Aber nur wenige schafften es hier weg. Die Männer, die für den mehr als kargen Lohn der Arbeiter sorgten, hatten ein perfektes System der Abhängigkeit geschaffen.

Drei Tage Regen

Der Ärmel

Ich saß an der Bushaltestelle und mein Pulli lag halb auf dem Boden.

Der ganze rechte Ärmel war grau.

Er roch nach Pisse, nach Staub und Alkohol.

Er ist über den ganzen Hauptbahnhof geglitten, über den Staub - alle Menschen haben es gesehen, aber niemand hat was gesagt.

Vielleicht weil ich so stark und streng wirkte, so überzeugt und dann passte dieser tragisch hängende Ärmel nun mal so garnicht ins Bild, und dann haben sie ihn verdrängt, nur noch den Ritter mit seinem Schwert gesehen, und nicht mehr sein Schild.

Ich saß da mit dem Ärmel und musste immerzu dran riechen, und daran denken, wie schnell man Teil davon werden konnte, und wie schwer dieser Geruch wegzukriegen war.

Der Bahnhof kennzeichnet uns, er markiert mit Geruch, die Pfandflaschen, die man dort vor den Mülleimer stellt, werden verschluckt, blitzschnell, ein Teil dessen - die Ratte ist weg, sie rennt nicht mehr fort, sie ist wahrscheinlich auf der Baustelle tot getreten, und jetzt sind schon die neuen Gleise gebrandmarkt von ihrem Blut, vom Blut des Bahnhofs, es ist giftig.

Es ist immer grau am Bahnhof, das Kaugummi klebt zu lange, alle rennen um ihr Leben, die Gesichter von den Bahnfahrern ganz grau.

Ich kann ihm niemals ganz entkommen, im Winter verschlingt er mich oftmals und dann fahr ich Bus.

Die Tauben sterben im Bahnhof, du rauchst hier zu selten im Bahnhof und ich schreie zu viel im Kopf.

Der Mann fällt nicht um, und niemand hilft ihm, denn hier ist alles nur still und heimlich, und wenn du den Boden aufreißen würdest, könntest du die Schichten zählen.

Corona, Rattengift, Prügelei, Taubenscheiße, heiße Tränen, Rotze und ein bisschen Gras.

Und dann natürlich die Pfandflaschen, und der graue Staub, der sich irgendwann über sein Grab legt.

The pathogen in my life

Mit ihrer Schwimmbrille war alles wie im Film
Alles war grau und da waren Beine im Rhythmus,
Zehen, Handgelenke
Der Moment, in dem sie absprang und wie sie gleitete
Eintauchte ins Wasser — eins mit ihm,
Vor allem mit dir — aber *sie* saß am Rand
Ihre Haut stößt die Erinnerung ab, stößt alles ab
Sogar die Wassertropfen — eben weil sie nicht abperlen

Du perlst nicht mehr von mir ab
Meine Klamotten werden durchnässt
bis die Katze von der Brüstung fällt
— weil du sie nicht hältst, aber dein Name steht auf
dem Tisch — ich weiß du hast ihn nicht geschrieben
you're the pathogen in my life, you'll always be there
till the moon goes down and the sun rises
till you're able to spell Russian vocabulary
till you start to speak again
bis du aufhörst „bald“ zu sagen

Sinnflut

Seit wann ist, was ich denke, so grenzwertig?
Alles dröhnt, meine Serie dröhnt, Insta dröhnt, mein Buch
schreit, mein Hirn, meine Augen – alles wird überflutet,
aber auf eine erträgliche Weise
Die Klappläden sind immer zu, und die Isomatten von letzter
Nacht liegen jetzt in meinem Zimmer – ich hab den
Himmel gar nicht wahrgenommen, eigentlich hab ich
nichts wahrgenommen, mich in die Decke verkrochen, sie war über,
neben und unter mir
hat mich beschützt vor der Kälte, aber nicht vor dem Morgen
vor dieser Verschlafenheit, dem Nebel, dem blauen Himmel,
der nicht zum Rest passt, aber die Vögel zwitschern schon
singen ihre Lieder, die vielleicht für mich bestimmt sind,
aber ich hör sie nicht gut, die Decke dämpft ab
DER HASELNUSSBAUM neben dem Balkon ist grün und schön
ich mag es, ihn anzuschauen, vor seinen Blättern sieht der Himmel
nicht so gelb aus
– jetzt ist er grau, bedrückt, er zieht noch nicht ab,
weil da wahrscheinlich noch was kommt, ich find, das spürt man
in der Luft
man sieht es in den Blättern, sie wirken so angespannt,
als müssten sie gegen irgendwas standhalten
Das blaue Washi-Tape hab ich noch nicht benutzt,
weil es Farbabdrücke hinterlässt,
gravierende Folgen auf meinen Adidas Spezial

**Du trägst die größte Unruhe in dir
und das macht mich friedlich /
Ich lieg auf einem Liegestuhl freitags um 12
und mach nichts außer Musik hören**

Wir gucken um 17 Uhr Fernsehen und hören einfach nicht mehr auf,
dann gehen wir schwimmen und ich hab dich in die Mädchenkabine
geschmuggelt, damit wir weiter talken können, weil du Angst hattest
alleine in deiner

dann bist du auf einmal viel kleiner und ich die große Schwester
Vielleicht sind für dich die Gegenteile der Weg

Du hast morgen Geburtstag und ich freu mich auf mein Trostgeschenk
Der Himmel ist so riesig wie sonst nie und die Berge funkeln im
Sonnenlicht und wir lachen so viel

Frieden ist inmitten und außerhalb des Sturms, er kommt so plötzlich
wie er geht aber es gibt Rahmenbedingungen

Wir machen auf einer Bank Pause und schlafen fast ein und das
Restaurant, zu dem wir gegangen sind, war zu

Wir sind chaotisch und laut, aber abends bei der Wiese mit den
roten Blüten zirpen die Grillen — es ist nie ganz still aber im Lärm liegt
die größte Ruhe

auf jeden Fall für mich

es gab eine Zeit, da bei Opa, da wollt ich so sein wie du
du bist so erklärend, so aufweisend, entweder beliebt oder eben nicht —
du bist einfach und schwer zu verstehen, weil deine Gedanken zu
komplex für Worte sind, so wie bei mir

manchmal frag ich mich, wie's wäre, dich in der Klasse zu sehen,
zu sehen, was in deinem Kopf abgeht

du bist alles für mich und manchmal gar nichts

ich will dich über alles und jeden beschützen ich will für dich schreien
und mit dir lachen

und ich will, dass du wirst wie du bist, dass du immer so bist, wie du
nie warst und immer so wie ich
dich kenne

V.

dem regen,
dem salzmeer,
den bergen.
den pinien, masuren,
dem weizenfeld.
der hitze, beton
und den sternern.
der kehle, dem stift und
dem fingerhut.

Souat Eslek

Patchwork/intro to the sou/ zoo experience no 22

BUCKELWALE

ich habe einen embryo geboren, er war aus stein gemacht. ich habe ihn
buckelwal genannt, er schwamm auf mich zu.

zusammen sind wir

in meiner mutterschaft ertrunken.

ich war in einer fruchtblase, sie hat mich verätzt. sie hat mich weich
gemacht und mir ein seil gegeben, einen schlauch in den bauch

als ich geboren wurde, hatte ich wie einen strick

meine nabelschnur um meinen hals gewickelt.

vor mein erstes fenster war ein rissiges mückennetz gespannt, nachts
sammelten sich tiere, die uns trinken wollten. in ihren flügeln schimmerte
das meer, in unseren augen spiegelte sich durst.

nach dem bauchnabelschlauch kamen plastikschläuche. ich wurde
synthetisch, wurde ohne haptik flüssig wächsern, ich zähle bis acht.

acht gerollte schläuche im bauch und piritramid in der luft, ich war
noch nie so geborgen, noch nie so mechanisch, komm und stirb mich
schneesturm vor dem zweiten fenster.

ich habe einen embryo geboren mit frost im bauch und regen vor
dem haus. ich habe ihn buckelwal genannt.

wir sassen auf dem boden und ich trug ihn in meinen händen

wir zitterten.

ich habe dich geboren ohne mutterschaft, aus stein geschlagen
ohne nabelschnur, und in rosenöl gesalbt.

unter uns ist fester boden. das versichere ich uns. wir haben es raus
aus dem wasser geschafft.

Pilger

es fallen wieder blätter, enge stadt.
und ich muss weiterziehen.
so wie das ziehen seit anbeginn –
 in meinem blut verankert ist.
so wie blut überall fließt und floss, und ich wiederkehren muss
wie zur steppe, wie zum meer
so wie es sitte ist.
so wie meine beine nicht anders tragen können, als zum pilgern allein.
erinnere mich, stadt
wie ich dich weitertragen werde
und uns gebe
dem regen, dem salzmeer, den bergen. den pinien, masuren,
dem weizenfeld.
der hitze, beton und den sternchen.
der kehle, dem stift und dem fingerhut.

Gutenmorgengeschichte

imagine yourself in a petting zoo. imagine yourself feeding the bunnies. carrot leaves, hay, kibble, strawberries. you watch their little mouths turn bloody red from the juice. imagine yourself patting them dry with a paper towel, leaving imprints of their little red noses with fuzzed out edges. imagine them wiggling out of your grip to join their sisters again. imagine yourself grabbing a handful of strawberries for yourself, as well as a handful of hay for your way.

imagine eating warm hay and strawberries in the sun.

imagine petting the goats. and little baby goats climbing up your shoulders. imagine playing with them until they hurry back to their moms for a nap.

imagine yourself napping in the goat enclosure.

imagine the smell of warm dung and fresh herbs. imagine watching the herd cuddled up together. their backs sheltering the babies. imagine yourself going to the drinking trough and drawing cold water to drink and wash your face.

imagine yourself staying in the petting zoo. in a little hut or in the donkey barn. imagine picking fresh apples for breakfast in fall and heating up snow for tea in winter.

imagine yourself staying forever in the petting zoo.

Findus Scheuerling

**bekenntnisse an der fleischtheke
oder
nacktfotos als
kühlschrankmagnete**

„wo - hin - richtung (aperitif)“

was hast du angerichtet? [!]

der [luftleere raum] zwischen messer – gabel – elektrozaun:
die geschworenen auf den dachgiebeln sonntagsfrühbruchstück auf dem
seitenstreifen nest aus kabelbindern und aufgeweichte ampelschaltung
das fühlt sich nach zuhause an

das [rauschen in der leitung] zwischen fliegen – fallen – telefonmast:
dem mutterleib entkommen herz und flügel schlag um dich schützling
schwingung zähnefletschen
kreise im tellerrund kindheit auslesen dichotomie sein haus umkreischt in
deinem morschen antikörper zu-fälle gibts flügel schlag die stund mich
in ein frisches leichentuch scharlachrotes kreisen taumeln krähen zählen
hand in deine kehle graben verseuchen lassen dir die milchzähne wieder
hineindrücken rachsüchtig und sehnen nach nabelschnur nach kollaps
nach eierschalenhändchenhalten seuchenfällen nach seitenhieb nach
schlachtbank verklebtes federvieh das ist betrug schluss da zerrinnt
fragile fantasie scheußlich schäl dich schäm dich bruch stück haft leib
bei mir bleib ein mal bei mir mein lieb seuch ling

der [serviettenhalter] und streifen – streifen – elektroschock:
laternen blinzeln roten sumpf auf im morgenlicht zerflossene körper von
gewicht und gewebe knoten die zurück kondensieren zu zellscharen lass
mich verkabeln und verschnüren ver leib dich mir ein mal ein das fühlt
sich nach kreißsaal nach telleraugen nach aasgeiern an

[—] [ja?]

[die henkersmahlzeit ist aus]

mama sagt, mit einem weißen tischtuch ist jedes problem gelöst
vollkommen
aufgelöst [!!!]

seziertisch

mundtot gemacht rachenraum vergrätet
du sprichst versalzen doch
die gabel steht dir gut
gelungener schnitt
verlacht

öllache oder blutlache?

blättern zwischen lungenflügeln und entlangstreichen an
aluminiumfolienhaut
neonlicht schmilzt auf verklingendem fingernagel
flüssige butter auf die schuppen tropfen
schneid mich in der mitte auf
da ist's noch nicht vergoren

setz einmal neu an
ich kann bei zimmertemperatur nicht atmen

augen essen mit; wie plastisch muss es werden?
aufgeweicht eingelegt lass deinen blick hier reifen verkocht (er)nähr mich
fermentiert zementiert ich flechts mir in die haare ich schmiere mir auf
die brust aufgetaut hocherhitzt spitzenunterwäsche in der tiefkühltruhe
lass mich dein zahnfleisch sehen lass mich augenrisse sehen näher dich
nähr mich zieh den roten faden durch mich hindurch zieh mich aus reiße
dich näh mich zusammen bevor
du sagst
ich will dich nie mehr nackt sehen

wohin der erste stich?

siebzehnkommafünf minuten kühlen lassen
am dachbalken frischer blickfang werden

*wohin legst du deine hand, wenn du an mich denkst?
wie billig ist dein lippenstift?
blutlache – [hahaha]*

in meiner mundhöhle liegt noch was für dich
das ist geschmackssache
du sagst
du schmeckst nach hartplastik nach geschmolzenem asphalt
zerrst mich aus deiner rippe bis ich zer
geh auf deiner zunge

wann bin ich kreatur geworden?

zerreiBprobe

[gott auf, eimer rote farbe, pappmachegewitter]

A: "wünsch dir was." der stern zerteilt den bordstein vor ihm

A: "knapp daneben." schabt seine stimme entlang
licht im zuschauerraum weißes rauschen die pulsierende maschinerie
an seiner hand

B: "darf ich?"

	[***]	
büh	büh	
nen	nen	
rand!	kreuz!	
	bret	
kon	ter	
takt!	die	
zick!	die	
zack!	welt	
	bedeuten!	

der himmel reißt sich nicht von alleine herunter-

r-
r-ratsch-h-

r-r-rutschen-rasch: im dreiakter erlegen!

A: "das ist anti-kathartisch."

[zuschauer ab, souffleuse auf]

und ich stoße auf ihn ein auf diesen elenden brocken auf gott
 und wenn ich doch die finger von ihm lassen könnte wenn er doch endlich sterben könnte
 und seine zähne wachsen nach sie formen ein lächeln sie formen einen kuss aber niemals
 ein!

wort!

und das muss doch "liebe" sein wenn ich dir all mein leid entgegen werfe
 und solange ich dich noch schmecke ist da schuld ist da existenz zum zerstückeln
 und ich wäre so ein guter nihilist in dieser gnadenlosen

splitter!

erscheinung!

gott fressen in supermarktgängen aus gorkengläsern
 gott fressen beim geschirrabwaschen und sternegucken und beim schämen
 gott fressen mit entweihten metzgerhänden und neugeborenem kreischen und sie haben mich
 alle!

angelogen!

hölle sind weder die anderen noch drohungen
 hölle ist das immerselbe geständnis auf einen entleerten beichtstuhl kippen
 hölle ist die säure in meinem rachen dass kein stoß der letzte sein wird
 und? jetzt?

[***]

gott wieder erbrechen

[souffleuse ab]

[pausieren, zigarettenzündend, rauchverklungen]

leid lässt sich leicht abtransportieren

es ist nur theaterblut

plastiknägel

deus ex machina

das lässt sich aufwischen und neu auftragen

theate[r]

de[r]

g[r]ausamkeit!

mörde[r]

alle[r]

mörde[r]!

[*licht verglüht, zigaretten aus, gott starrt*]

bühnenmaschinerie hat sich verkeilt

[r-r-r]

da sind splitter im getriebe

[r-r-r]

himmel ist sper-

r-r-r-

gebiet

A: "langweiler."

[*alle ab*]

arbeit nur für automaten

gott glotzt so romantisch

abtropfgewicht / tür und angel

habt ihr's mittlerweile eigentlich schon gemacht? – *tap* – **Herr, der Tag ist vergangen. Ich stehe wieder vor Dir. Du, Vater im Himmel, hast... Ich vertraue auf Dich in allem, und für alles danke ich Dir. Und nun zeige mir, Herr, was der heutige Tag vor dir wert gewesen ist.** – *tap* – jeder zentimeter haut. jeder zentimeter haut. jeder zentimeter haut. – *tap* – hab ich dir schon mal gesagt, wie irrsinnig verliebt ich in dich bin? – *tap* – ja. – *tap* – nein, ernsthaft. – *tap* – warum schreibst du dann nie von mir? – *tap* – hast du mir noch essen dagelassen? – *tap* – ich will nicht mit dir schlafen. – *tap* – das ist nicht der punkt. und auch nicht deine aufgabe. – *tap* – ach? – *tap* – ich bin wirklich sehr verliebt in dich. – *tap* – der hahn an der küchenspüle ist undicht. – *tap* – was tust du mit einem nackten körper? – *tap* – **Gewissensforschung: Herr, ich bekenne, dass ich gefehlt habe. Es war nicht recht.** – *tap* – ich kriege kaum noch luft! es kratzt! unter jedem zentimeter haut! ich will diese klebrigschwarze masse herauswürgen! – *tap* – ich bin immer hier. du bist so wunderschön. du brauchst dich nicht zu schämen. – *tap* – **Ich habe wider Deine Liebe gehandelt. Ich bereue es, Herr.** – *tap* – jetzt mach's doch endlich. – *tap* – wenn die nacht so sanft ist, wenn sie summt, warum dann dieses erbärmliche klammern um die eigenen eingeweide? – *tap* – weil sie keine hand auf meine legen könnte, weil sie mit fahlem licht umschlägt, wie sie einen im krematorium mit leichenbalsam beschmieren. – *tap* – du arme. – *tap* – und jede sünde, die du je begangen hast und jede, die du nie begehen wirst, werden tief in den dreck gegraben. da ist nichts warm, da ist nichts menschlich, da ist nichts anders, als man es zu erwarten hatte. – *tap* – **Vergib mir. Sieh, ich will, wie Du willst; Dein Wille soll der meine sein, denn er ist heilig.** – *tap* – bist du dir sicher? – *tap* – ich bin zu der erkenntnis gekommen, dass pornographische literatur zu lesen in etwa dasselbe ist, wie der versuch, sich mit gott zu befassen: beides zwingt einen, sich mit dieser seit den eigenen kindheitstagen tief verwurzelten scham auseinanderzusetzen, aber von der großen katharsis kann man nur träumen, wenn man jedes gefühl und jeden glauben nur mit mühe hervorbringen kann. am ende des tages liegt man alleine bei geöffnetem fenster in der dunkelheit und bittet, dass doch endlich jemand kommen soll, der einen erlöst, reinwäscht, der alle bemühungen zu etwas bringt, der aus dieser kalten hülle einen nutzbaren körper macht. – *tap* – du bist so ein arsch. – *tap* – **Ich bereue es, Herr.** – *tap* – wenn du so verliebt in

mich bist, würdest du an ihn glauben, wenn ich dich drum bitten würde?
– *tap* – hört das kratzen dann auf? – *tap* – *tap* – *tap* – jetzt dreh doch
einer den verdammten hahn zu! – *tap* – ich will gott all diese klebrige
substanz in meinem inneren wie einem vogelküken in den rachen kippen,
ich will, dass er seine spitzen fingernägel in meinen mund schiebt, bis tief
in meinen verdauungstrakt, bis er mich erschöpft hat, ich will, dass er
weiter schreit, mit meinen zerhackten organen in den krallen, bis ich nicht
mehr bin. – *tap* – kriegst du eigentlich auch so hunger? – *tap* – das mit
dieser fleischlichen erlösung ist eh eine lüge, nicht? – *tap* – großartig.
damit hat sich die thematik und wir können diese scene endlich zu einem
ende bringen. – *tap* – ist dir eigentlich aufgefallen, dass ich kein einziges
mal das wort “beten” in den mund genommen habe? – *tap* – meinst du
also, es ist zeit für ein tischgebet? – *tap* – was hast du gekocht? – *tap* –
10 liter flüssigen teer. ist noch warm. – *tap* – ja, ich glaube, es ist zeit. –
tap – du bist dran mit liebesgeständnissen. – *tap* – und du mit abwasch.

über-reste (digestif)

ich hab mich hingerichtet
den fleischwolf hergerichtet

das ist doch pervers dieses leben im zwischenraum
in schäumen fixiert sich der körper

wir schlagen blasen im
bettlaken und badezimmerboden

im elternbett in der kammer unter der treppe
in zerrissenem haar und totem samt

wahre utopie ist mikroplastik
fische in der küchenspüle

du hättest lieber tellerwäscher werden sollen
stattdessen warst du eine frau

– *tap* – *tap* – *tap* –
[—] [ja?]

ich hab gar keinen hunger mehr

Victoria Neuser

cave canem

ca— ca— ca—
vem vem vem
c a v e c a v e c a v e

//:

—

hu

h h h h

—rrrh

brrrch— h h h h

CA—N

em em em em e m

C—A—NE

_____ krk _____

(gaumen splittert)

.lefz.

.l e f z e.

.le(fz).

z. —

/// speichel läuft ///

ein maul das spricht dich auf

d
o
n
,
t

e n t e r

(!)

(ich)

i-i-ich

i-ich

ich

ichichichichich

ichichich — reißlaut

zerfallend

in sich selbst rückend

eine kehle

ein echoschlund

ein rückrufkörper

(du)

lautschlamm

syntaxzahn

gebell in silbenfragment

//

kein hund

kein hu

nd

nur:

knurrklotz

w o r t p e l z

(klickklack von pfoten auf hirnrinde)

cave:

ka—ka—ka—

vvvvvvvvvvvvv

e e e e

(verloren im kehl laut)

canem:

kno—kno—kno—kno

chenbrucht tier

speichelt od

zurück zu

ca/ve/ca/nem/ca/vem/ka/vem

(ZÄHNE)

(FORMLOS)

(HINTER DEN AUGEN)

//

[da stand's.

aber keiner las's.

keiner hörte's.

keiner —]

** WUFF! **

(alle still)

i i i i ch ch ch ch

zer

sch

lag

(zungenschnitt auf allen vieren)

ka
vem
cave

/// es zertritt die warnung ///

→ → →
ich lauf
(laufauflauf)
ins
wort = gebiss

.
.
ich sag sag
sag s
sagg

sag nicht weiter
(du hörst schon)

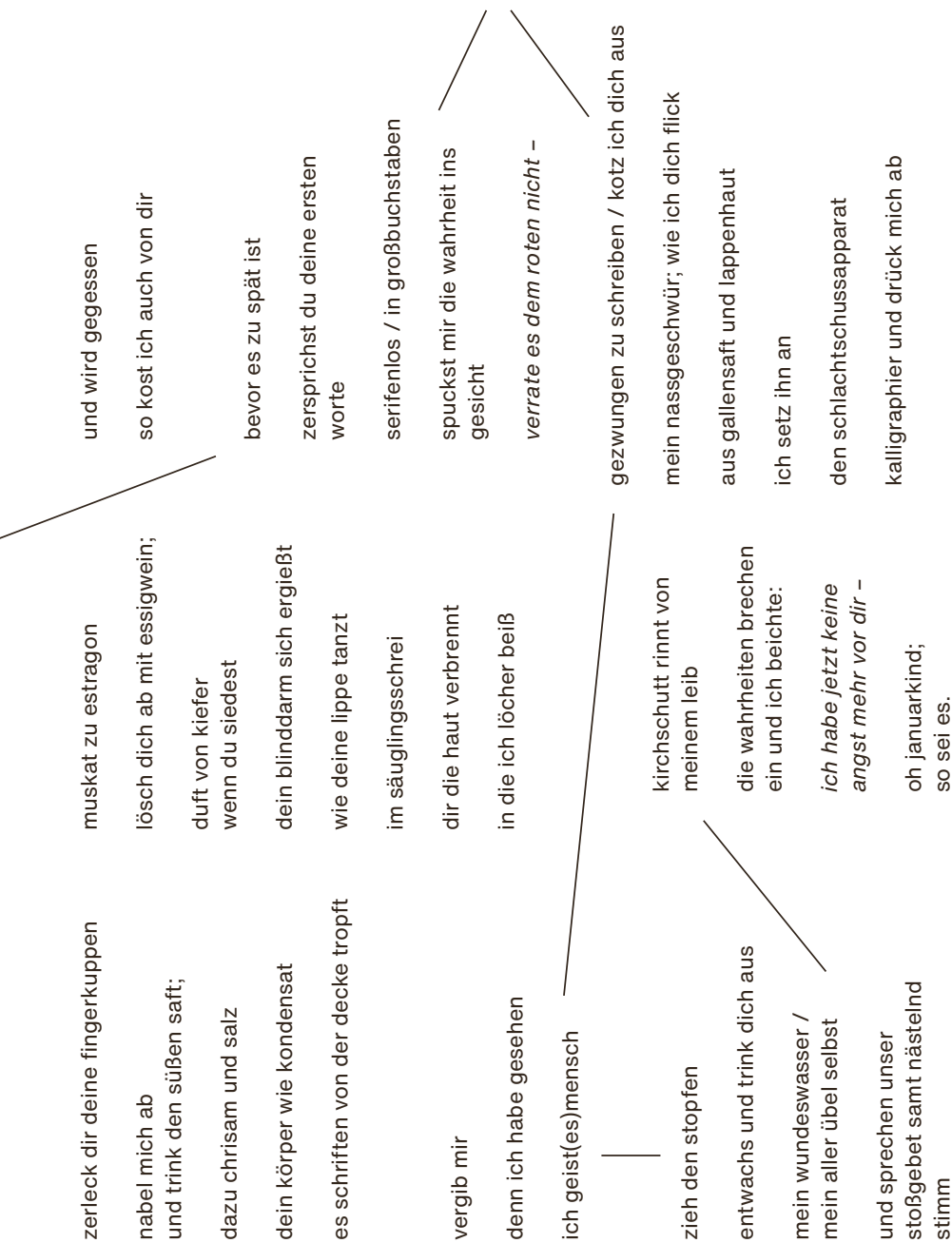
—
(zwi— schritt—)
(a—tem__z—ug)
(knr—rr— r)

*dich gab's nie
aber da ist der speichel*

[ende oder mund oder echo]

exsudat





Prosausschnitte und -texte

Du

Wo bist du?

Sag es mir, weil dann hole ich dich doch ab. Ich komme gerast, ich eile oder fahre. Wohin? Ich würde kommen und mich vor dich stellen und dann würdest du einsteigen. Weil ich da stehe, den Kopf leicht schräg gelegt. Subtile Verletzbarkeit, wie du es magst. Komm steig ein, sage ich, mit Initiative. Los. Wohin du willst.

Nicht mehr warten. Keine Woche, nicht einen Moment.

Und dann bist du eingestiegen, erst ein bisschen vorsichtig. Du würdest alles kurz einschätzen müssen, dich darauf einstellen, aber nicht anpassen, darauf würde ich achten. Immer weniger Vorsicht, weniger Abstand.

Schneller. Klick. Die erste Umarmung nach Monaten und die Körper passen genauso ineinander wie zuvor. Genauso. Wie gewohnt, vergessen, aber dann richtig. Wir fahren irgendwohin Schönes, zügig, zusammen mit dem gleichen Ziel. Das Summen der Reifen auf dem Asphalt.

Und dann sind wir angekommen. Wo Schönes. Wir würden machen, machen was wir machen wollen, weil wir nicht mehr warten müssen: Egal was, das verstehst du. Machen und die Stunden füllen. Ganz und gar. Voller Energie. Wir könnten rennen und dann sitzen, springen und dann liegen. Und wieder von vorne. Oder tanzen, wild mit den Armen zappeln. Wir denken, wenn wir denken, an jetzt, an das, was da ist, weil der Rest, der ist egal. Es ist ja gut, wofür dann der Rest? Wir sind nicht mal abgelenkt, wir könnten darüber nachdenken, wenn wir wollten. Aber wir wollen nicht. Wir müssen nicht.

Und dann sind wir müde. Verausgabt. Erschöpft. Wir können uns entspannen. So wirklich, weil man sich nur entspannen kann, wenn es vorher Spannung gab. Wir sitzen beieinander da. Und lassen los, wir wissen, dass heute ein Tag war, und morgen auch wieder einer sein wird. Wir freuen uns schon darauf, uns an heute zu erinnern. Wir sagen uns das, aber sonst nicht viel. Weil wir den ganzen Tag schon geredet haben. Wir müssen nicht mehr.

Also komm, sag mir, wo du bist.

Wenn ich jetzt vor dir stehen würde, dann würdest du doch einsteigen. Es wäre so einfach. Und warum auch nicht?

Sie

Es ist eine malerische Komposition: Sie sitzt vor meinem Rattanstuhl, der Rattanstuhl steht alleine, keine Leselampe, kein Kaffeetisch, nur der Rattanstuhl. Ein Kissen mit roten Punkten liegt auf dem Boden, nicht auf der linken Seite vom Bett. Sie sitzt auf dem Kissen. An ihrem Fuß liegen zwei Sektflaschen. Eine voll, eine leer. Die dritte hat sie in der Hand. Sie hat ein kleines Heizgerät neben sich geschoben, um einen Aschenbecher darauf abzustellen. Alles passt vollendet zueinander: die Flaschen auf dem Boden, der Stuhl, das Kissen, Sie und die Flasche in ihrer Hand, wie ein Werbebild.

Sie trägt roten Lippenstift. Ihre Wangen sind auch ein bisschen rot. Ich weiß nicht, ob das am Sekt, an der Hitze oder an ihrem Make-up liegt. Ich habe nicht drauf geachtet als sie geklingelt hat. Bevor sie den Sekt getrunken hat und bevor sie in meiner kleinen überhitzten Dachgeschosswohnung auf dem Boden gegessen hat.

Sie will tanzen. Das will ich auch. Ich gucke sie an, tippe auf den Bildschirm von meinem Telefon und aus dem kleinen Lautsprecher läuft ein nicht besonders tanzbares Lied. Kein Lied, zu dem sie sich groß bewegen wollen würde. Ich will sie ein bisschen zu nah an mir spüren und das geht so besser.

Ich spüre ihre warmen Wangen an meinem Kiefer. Ich spüre ihren Atem in meinem Nacken. Ihre Haare verschwimmen mit meinen, als hätten wir uns gemeinsam Strähnen gefärbt. Wir bewegen uns langsam, das Lied lässt kaum etwas anderes zu. Sie flüstert etwas in mein Ohr, ich kann es nicht verstehen. Ich flüstere etwas in ihr Ohr. Mein Atem zittert ganz leicht. Mein Körper nicht, das geht gerade nicht, wir sind zu eng umschlungen. Alle Möglichkeiten stehen offen.

Ihr Blick fragt mich nochmal die gleiche Frage wie vorhin.

„Ich will tanzen, so wie wir gerade tanzen“, antworte ich.

„Genau so?“

„Ja.“

„Nur das?“

„Gerade, ja.“

„Und dann?“, fragt sie.

Ich halte sie noch ein bisschen fester. Das Lied ist vorbei, das Gespräch nicht. Sie lehnt sich zurück mit ihren Armen um meine Schultern, Hüfte an Hüfte. Sie schaut mich an. Ihre Wangenknochen sagen „Schau mich an.“ Ihr Schlüsselbein sagt „Ich bin da.“ Ihre Haare freuen sich, dass sie hier ist.

Ich stoße ihr Glas um. Ich bin nur ganz leicht mit dem Fuß dagegen gekommen, aber es zerspringt beim Aufprall auf dem Boden sofort in viele kleine Teile. Wir stehen Barfuß in einem Meer aus kleinen glitzernden Messern. Ich bewege mich ganz vorsichtig. Auf Zehenspitzen wate ich von ihr weg. Ich hole einen Besen.

Er

Oder es ist er.

Es könnte doch er sein, er meinte doch, er guckt nochmal nach mir, heute Abend, jetzt ist doch schon Abend. Er könnte mich gesucht haben, wo es doch schon Abend ist und jetzt hier vor dieser Tür stehen. Wenn er es nicht ist, dann ist es jemand Fremdes, es gibt kaum jemand anderen als Fremde. Fremde. Jetzt. Es klopft nochmal, ich gehe zur Tür, auf dem Weg sehe ich mein Spiegelbild, es hat Flecken im Gesicht, es schwitzt, es ist verquollen, rund um die roten Augen. Fremde. Jetzt. Das wäre ein Problem. Und nicht er hier, das wäre ein noch größeres Problem. Ich mache die Tür auf.

Es ist er. Er steht groß im Türrahmen, lächelt ein ganz kleines Lächeln. „Na.“

Ich werfe die Arme um seine Schultern. Drücke ihn. Lasse mich auf ihn fallen. Den Kopf an seinen Hals gepresst. Direkt beim Schlüsselbein, in die kleine, sichere Höhle. Für mich gemacht, für meinen Kopf. Er hält mich, trägt mein ganzes Gewicht, hat seine Arme um mich gelegt, an den Rücken. Er trägt alles, alles, was mir zu schwer ist, trägt er. Er trägt mich. Zu einem freien Tisch. In ihm vergraben, hebt er mich einfach hoch, ohne dass ich mich bewegen muss, als hätte ich kein Gewicht, als könnte er noch viel mehr tragen, als wäre er unglaublich stark. Er ist unglaublich stark.

Er sitzt auf der Bank, ich auch. Ich bin ihm so nah. Aber ich will ihm noch näher sein, so nah, wie es geht, und noch näher. Ich weiß, dass es nie nah genug sein wird. Ich mache die Augen zu und löse mich. Ich will die Welt nicht sehen, will nicht merken, dass ich mich von ihm entferne. Ich taste nach seinem weiten Hemd, taste mich darunter. Er bleibt still. Ich komme beim Saum an, hebe ihn an und krieche nach innen. Quetsche meinen Kopf rein, dann meine Schultern, krieche mit der Wange langsam hoch, am Bauch, weich und warm, total entspannt, über die Rippen, so langsam, dass ich jede einzelne spüren kann, zur Brust, zur sicheren Brust. Er öffnet die obersten beiden Hemdknöpfe und ich bin wieder angekommen in der

gleichen Höhle, meiner Höhle, erst jetzt mache ich die Augen auf. Aus ihnen laufen Tränen. Ich weine, ich habe es nicht bemerkt, aber ich weine. Ich weine ganz doll. Meine Brust schüttelt. Seine Arme um mich herum werden fester, ich schüttle seine Brust mit. Ich atme unregelmäßig und heftig. Ich schluchze ganz still. Niemand anderes hat etwas damit zu tun.

Die Tränen laufen seinen Hals runter. Sein Hemd wird nass.

Ich flüstere, unhörbar: „Sorry“ – für das Hemd. Ich habe es ausgeleiert und nass gemacht.

Er, unhörbar: „Ich mag es lieber so.“

„Sorry.“ Ich kann nicht mehr sagen, aber ich muss es sagen. Es muss alles okay sein. Er hält einen Moment den Atem an. „Okay.“ Ich lehne mich zurück, so weit wie das geht, wenn man in jemandes Hemd steckt. Ich schaue ihn an, seine Augen sind nass, ich lächele sein ganz kleines Lächeln, er auch, das presst eine Träne aus seinem Auge, sie bahnt sich die Wange entlang, theatralisch, wie in einem Film.

Ich halte ihn fest. Wie konnte ich ihn nur loslassen?

Ich

„Stellt euch um mich. Macht schon. Kommt alle in Massen und stellt euch ganz eng um mich herum. Ich will nur noch Menschen sehen, am besten nur noch Köpfe. Kommt und zerzt mich runter, zu euch, macht mich zu einem Teil der Masse.

Umzingelt mich. Umarmt mich. Stoßt mir den Ellenbogen zwischen die Rippen, krault mir den Kopf.

Küsst mir die Füße und spuckt mir ins Gesicht. Jetzt. Ich will blaue Flecken von euren Zungen bekommen, überall an meinem Körper die aufregende Wärme von euren Schlägen spüren.“

Ich stehe an einer Ampel. Ich warte sogar, gut oder? Sie ist nämlich rot. Direkt vor mir stützt sich eine alte Frau am Ampelmast ab. Ihre Haut ist dünn und fein. Die Hand ist trocken. Ich kann jede Ader sehen – die blauen, die lilanen, die roten. Altemenschenhaut. Ihre Knochen haben sich in ihrer Hand verschoben, über die Jahre, wahrscheinlich. Sie sind grob-knochig.

Ich könnte sie anlecken, sie ist direkt vor mir. Die trockenen Stellen würden dann gar nicht mehr so auffallen, diese weißen kleinen Punkte könnte man nicht mehr sehen, wenn sie nass wären. Ich kann mir genau

vorstellen, wie sich ihre Haut anfühlen würde. Fein, glatt, rauer an den trockenen Stellen, ich könnte die Rauheit genau ertasten, wenn ich ein bisschen stärker zudrücken würde. Das Trockene wäre weg und wenn ich ein zweites mal drüber gehen würde, wäre es nur noch uneben. Was sollte schon passieren, ich bin schneller als sie. Du glaubst mir nicht.

Ich lecke ihre Hand an. Einmal drüber, ganz schnell, dann noch mal langsamer zurück. Sie schmeckt süß, nach Zuckerguss, damit hatte ich nicht gerechnet, aber die Haut hat sich genau so angefühlt wie gedacht. Wirklich exakt. Sie reagiert nicht, nicht schnell genug, ich renne los, über die Straße, ich muss zwei Autos ausweichen, sie mir auch, die Straßenbahn hupt, ich wusste nicht, dass Straßenbahnen hupen können. Ich renne über den Bürgersteig auf der anderen Straßenseite, remple die Menschen an, trete gegen Schienbeine, aus Versehen, sie sollen sich mal nicht so haben. Ich renne, bis ich nicht mehr kann und außer Atem bin.

„Ich stehe in eurer Mitte und schreie, aus Wut, Frust, aus Einsamkeit und aus Angst, aus Schmerz und aus Liebe, aus Lust. Also kommt alle und schreit zurück, dass ihr mich liebt, dass ihr mich hasst. Redet mit mir, fällt mir auf, flüstert mir etwas ins Ohr, ein Geheimnis. Es wird nicht lange dauern, ich brauche euch nur einen Moment.“

Ich bin betrunken, ich gebe es ja zu. Ist okay, du hast ja recht. Ich bin betrunken, bin betrunken, betrunken. Beeeetrunkene. Na und? Ich werde auch weiter trinken, mir war nur langweilig in der Kneipe, ich gehe noch nicht nach Hause. Da vorne ist ein Kiosk. Ich muss wieder zu Atem kommen.

Okay.

Ich gehe rein, der Kioskmann sitzt hinter der Verkaufstheke und guckt auf sein Telefon, alle paar Sekunden spielt ein anderer Song oder Sound. Ich nehme zwei Bier aus einem Kühlschrank, er guckt nicht hoch. Ich gehe schnell raus, ohne dass er mich überhaupt bemerkt hat, glaube ich, ich drehe mich nicht um. Ich renne wieder, sicherheitshalber in jeder Hand ein Bier. Renne um eine Ecke, nach rechts, nächste Ecke wieder nach links und werde langsamer, ich schwitze.

Da vorne, vielleicht zehn Meter vor mir steht ein Mann, er zündet sich eine Zigarette an. Ich will auch rauchen. Ich will dringender rauchen als er. Ich laufe zu ihm, leise, ich kann nicht leise atmen, deshalb halte ich die Luft an. Ich laufe links, ich tippe ihn an, rechts, er dreht sich in die Richtung, in der ich nicht bin, dreht sich in die andere, da stehe ich. Ich drücke ihm ein

Bier in die Hand, in die Hand mit der Zigarette, ich nehme die Zigarette aus der Hand, damit er das Bier halten kann und damit ich die Zigarette. Ich nicke, er zeigt keine Reaktion, er lässt es über sich ergehen, guckt mich an, ohne mich anzusehen zu wollen. Ich gehe weiter. Ich renne nicht. Das wäre anstrengend, außerdem war es ein gerechter Tausch. Deshalb gehe ich weiter, deshalb drehe ich mich nicht um. Ich höre ein Ploppen, dann ein Klirren, hinter mir. Er hat das Bier aufgemacht, ich ziehe an der Zigarette, sie ist ein bisschen feucht am Filter. Guck, sag ich doch, du musst zugeben, dass es ein fairer Deal war.

„Haltet mich fest, wie eine Zwangsjacke. Ich werde weg wollen, werde versuchen zu flüchten, aber ihr dürft mich nicht lassen, ihr müsst mich zwingen und ich werde nachgeben, ich werde einsehen, werde einsehen, dass ihr stärker seid, wenn ihr mich zwingt. Ich zwinge euch und ihr mich. Ihr euch auch gegenseitig. Wir zwingen uns alle. Das klingt doch gut. Das kriegen wir hin. Wir alle, zusammen.“

Ich laufe in kleinen Toppelschritten. Links. Links Rechts. Links. Rechts linksrechtslinksrechts. Drehe eine Pirouette. Tanze frei, tanze auf. Die Straße rauf und runter. Hin und her. Bis ich nass geschwitzt bin. Ich rufe, ob irgendjemand Deo hat, hat niemand. Na ja egal. Ich komme an einer Bar vorbei, drinnen ist es voll, aber geordnet voll, alle sitzen an kleinen Tischen. Ich bin mir sicher, drinnen läuft smoothie Musik, Jazz. Jazz für Menschen, die keinen Jazz mögen. Ich bleibe vor dem Fenster stehen, gucke durch die Scheibe, als würde ich jemanden erkennen. Ich winke, gehe direkt an die Scheibe und grinse, winke nochmal. Ich ziehe lustige Gesichter, gucke, ob jemand reagiert, ob jemand mich erkennt, ich sammle ein paar Blicke, dann gehe ich zur Tür, ziehe sie auf, Fahrstuhlmusik-Smooth-Vocal-Jazz – ha, wusste ich doch. Ich bitte alle um ihre Aufmerksamkeit, laut, deutlich aber höflich, ich kann höflich sein. Als alle gucken, blase ich stark in meine Hände und mache ein lautes Pfurzgeräusch. Ich gehe lachend wieder raus, bleibe kurz vor dem Fenster stehen, alle gucken zu mir. Ich drehe mich um, nicht um zu gehen, nein, um ihnen meinen Arsch zuzudrehen, und ich ziehe meine Hose runter, die ganz kurze rote, die Unterhose gleich mit. Ich zeige ihnen allen meinen Arsch. Guckt auf meinen Arsch, es ist ein schöner Arsch. Ich ziehe die Hose hoch, drehe mich wieder zum Fenster und verbeuge mich, tief, komisch tief. Dann gehe ich weiter. Man muss den Menschen nur zeigen, was sie sehen wollen.

Jedem, der mir entgegenkommt, winke ich grinsend zu, gucke wissend, als ob ich sie alle kenne. Ich überlege mir vorher den Kontext: Manche kenne ich noch von früher aus der Schule, von der Arbeit, oder weil sie meine Nachbarn sind. Es ist schön, sie mal wieder zu sehen, immer schön. Manche habe ich irgendwo mal gesehen, ich weiß gar nicht so genau wo, bei anderen ist es ein bisschen peinlich, sie wieder zu sehen, am peinlichsten ist es mir bei meinen Affären, aber ich grinse trotzdem, sehr nett und sehr höflich.

„Danach lasst mich alleine, ihr dürft mich wieder vergessen. Zumindest fast, vielleicht merkt ihr euch irgendwas, meine Grübchen, wenn ich lächle zum Beispiel, den blauen Fleck an meinem Kinn, einen Satz vielleicht, einen Gedanken, eine Idee, oder auch meine Fehler, es gibt genug. Glaubt mir. Merkt euch von mir aus, was ich euch angetan habe, egal. Sucht euch einfach etwas aus.“

Ich komme an einen Platz, Bäume, Straße, eine Wiese, eine Statue in der Mitte. Ein alter Mann, ich weiß nicht, wer er ist. Ich laufe zu ihm, ich lese nicht das Schild, es interessiert mich nicht. Ich springe, die Arme auf den Steinsockel gestützt und drücke, mit voller Kraft, gegen den Stein, zapple mit den Beinen und hieve mich hoch. Ich stoße mir mein Knie, egal. Ich stelle mich langsam auf, klettere vorsichtig, von wegen „ich passe nicht auf mich auf“, die Metallstatue empor.

Ich stehe auf seinen Schultern und schaue mich um, ich bin sehr groß. Ich atme tief ein und tief aus. Und ich fange an zu rufen: „Stellt euch um mich ...“

VI.

Die unendliche Konstruktion

Als die Berge versteinerten

Als die Berge noch wanderten, floss die Zeit noch nicht so schwer wie heute. Als die Gebirge in Karawanen weiterzogen und die Flüsse stillstanden, wehten die Strömungen von Wind und Wasser wie heute, aber die Zeit war eine andere.

Weil die rasenden Flüsse ihren Blick nur auf sich richteten, sie sich aber in einer noch viel schneller fließenden Zeit bewegten, verzogen sich ihre Wellen zu sich ziehenden glatten Linien und der Fluss vereiste. In all ihrer Geschwindigkeit verschwamm ihre Bewegung in der großen Langzeitbeachtung und wurde eben.

Als die Berge noch wandelten, ja, da war die Zeit noch eine andere; wanderten auch die Bäume noch, die Täler flossen, und die Meere waren ein Meer und dieses Meer war eigentlich eine große Welle. Alles war wie heute, nur anders; gedreht, eben so, wäre man dort, würde man sich erst wundern, aber nach einem Tag nicht mehr fragen und es hinnehmen.

Und so nahm es die Welt auch hin, als ... als die Berge nicht mehr liefen.

Und als die Berge versteinerten und sich kein Stein mehr regte, war es so, wie als die Flüsse einst vereisten. Tritt näher ran und die Kilometer der Zeit werden zu aneinandergereihten Strichen, der Gong der Zeit wird zu tickenden Sekunden und die Flüsse beginnen langsam zu fließen. Das Wasser erweckt sich selbst zum Leben und die Ketten der Zeit fangen an, auf einem anderen Zahnkranz des Blickens (The chains of time spring on another sprocket of sight.) zu rasten.

Und langsam, ganz langsam wie ein riesiges Schiff, das schwerfällig mit einem dumpfen Knarzen im Hafen einrastet und dann wie mit dem Knacken eines gefrierenden Eiswürfels zum absoluten Stillstand kommt, frieren die Berge ein.

...

Kalt, eingefroren in der Zeit. Ein Objekt, das inmitten des Reißens und Stürmens der Zeit stillsteht. Die unendliche Konstruktion. Ein Beweis für die eigene Existenz in der Unendlichkeit und Endlichkeit.

Und auf den Spitzen der Berge gefriert das Wasser, und die Winde schießen um den Berg. Und sie verfolgen, wie die Tage an ihnen vorbeiziehen; beobachten, wie sich zu der Kälte die eisigen Winde gesellt haben.

Die alte Hülle des Berges kann sich dieser neuen Zeit nicht anpassen. Wollen sie mit der Zeit fließen, müssen sie diesen Körper verlassen. Ihre Seele sich von ihrem Körper lösen, abfallen und sich legen, mit dem Wind in einen anderen Körper getragen werden.
Wenn sie sich jetzt wieder bewegen wollen, müssen sie sterben.
Ein Mensch: „Ich weiß nicht, für was ich mich entscheiden würde.“
Hast du doch schon.
Vor langer, langer Zeit.

Im Auge der Krähe ein Mond

„Stehe am Felsen, unter mir: Weltennebel wie ein Sternengalaxiestrudel, wie Wellen oder wurmartige Ungeheuer, ohne Kopf und Schwanz, winden und schlängeln sich die wandelnden Wasserdampf-Zylinder in hohen Bögen, durch das graue Wolkenmeer.

Über mir: Bäume, die hochkratzen an den Sternen.

Von hier schaut es aus, als wären die Sterne zwischen den schwarzen, knöchigen Ästen eingekerkert – der Baum ohne Blätter wie ein Mensch, dem man Haut und Fleisch abgezogen hat. Jetzt steht sein riesiges Skelett geankert in diesem Leben und windet seine schwarzen, drahtigen Äste als Bilderrahmen um den Mond und die Sterne.“

Vage letzte Gedanken von einem Mann, der von einer Riesenwurmschlange gegessen wurde, die sich nun mit den Magensäuredämpfen des Wesens (dem Riesennebelwurmschlangengalaxieding) vermischen. Ein übersäuertes Gehirn, das nun schwer zu verstehendes Künstler-Kauderwelsch-Wortgewusel von sich gibt. Vielleicht würde es Sinn ergeben, wenn ich drüber nachdenken würde, aber ich lasse es.

Die Monsterwurmuniversumskosmischeenergiennachtnebelschlange starb zufällig kurz darauf.

Ihr Verwesen schneller als der Zersetzungsprozess des Menschen in ihrem Magen. Also lebte der Mann und seine selbstdarstellerischen, vom Gehirn aus schockartig, hastig, spastisch als letzten vergeblichen Reflex durch die Nervenkanäle schießenden Gedanken.

Zwischen Knochen, gefressen von einem Wesen, in welchem er nicht sterben, aber auch nicht ausbrechen konnte. Und als es starb, das Monster drumherum, und dessen Seele entwich, entwich gemeinsam auch seine Seele. Der Wille auszubrechen war schon lange weg. Der Wille zur Bewegung auch. Der Wille zum Überleben war nicht gegangen, er hatte nie existiert. Der Wille zu sterben, der Drang nach einer neuen Existenz, dieser war es, den es wirklich gab. Und dieser entglitt mit der Seele des kosmischen Wesens in den ... na ja, Kosmos.

Und während der Körper des Wesens von Maden zerfressen wurde, blieb der Mensch unangetastet. Und als die Knochen von diesen Maden blank geleck und diese pappsatt waren, rührten sie ihn nicht an und sich keinen Zentimeter mehr.

Um ihn: nur noch ein Gerippe, die Zeit zieht an ihm vorbei.

Die Sonne prallt auf die Knochenkadaver und er schaut da auf die Dünen, seit tausend Jahren brutaler Sonne. Haut, wie getrockneter Schlamm. Sein Gesicht, wie ein Gesicht, das in knuspriges Mehl getunkt wurde. Er blickt mit leeren Augen, in denen eine Iris, wie eine Pfanne, die Spiegelung der Welt am Horizont brutzeln und verbrennen lässt.

Krähen kommen und sitzen und warten.

Jetzt warten sie schon seit Generationen auf seinen Tod.

Böse: „Der steht da immer nur, den ganzen Tag.“ Immer: „Als eine an ihm pickte, griff er sie und verschlang sie in einem Happs, sagt die Legende.“ „Ich glaube das ist Quatsch“, antwortet Böse immer.

Sie sitzen da und philosophieren seit Generationen. Immer den letzten Diskussionspunkt der Rabeneltern geerbt, um damit deren Pläne und Gedanken in der Diskussion, die länger ist als das eigene Leben, weiter zu verteidigen. Denn die Krähen wollten sich weiterentwickeln, anders als der Mann da unten (sagen sie sich). Die Krähen sprechen über ihn, den Mann im Gerippe, über den unsterblichen Geist. Spinnen Sinnbilder, Kunst, Mathematik aus ihm.

Und während zwei Philosophenkrähen mit Monokeln da so sitzen und ihn beobachten, total ins Gespräch vertieft, nah an der Erkenntnis, oder noch weit ...

Fällt er einfach um.

Einfach so. Nie gestorben, bis er doch stirbt.

Bp ... Bp

Scharen von Krähen kommen, ihre Augen werden leer, werden eins als Schwarm, stürzen ihre Körper ineinander, in das Dickicht von schwarzem Gefieder, das sich in der Luft tollt.

Die schwarze Todeswolke kreist um den Kadaver. Schwarze, rotierende Schnüre, ineinander schlängelnde Senkel, eine Schlange, die sich in sich selbst windet und knotet, aber ihren Kopf nicht zeigt. Und dieses Knäuel stürzt sich auf ihn und fängt an zu fressen. Die Krähen picken und werden eins mit dem Picken, picken ihn auseinander, bis nichts mehr von ihm übrig ist. Bis auf ein Häufchen weiße Knochen ... und

ein weißes Ei.

Sie stoppen.

Da liegt ein Ei, zwischen den so leergepickten Knochen, die so aussehen, als hätte eine Sonne hunderte Jahre auf sie gebrannt, was ja auch gewissermaßen passiert ist,

denn seit hunderten Jahren brennen die Krähen auf diesen Tag.
Bereit, unbewusst, genauestens geschaltet, wusste jeder Einzelne genau, was er tun würde, wenn er es miterleben würde.
Für den Fall, man erlebe es nicht mit, gab man weiter, was man selbst sich erhofft hat. Die unerfüllten Träume und den Hunger; der verdammte Hunger der Eltern und der ihrer Eltern aufgestaut, konserviert und jetzt: aufgetaut, in diesem Moment. Der Urtrieb des Essens vermischt mit der Neugier über die Beschaffenheit des Geschmacks und mit dem Zorn.
Alles wird einverleibt. Doch das Ende findet nicht den Drang, ewig zu sein. Alles stoppt.
Sie sehen das sture weiße Ei. Die leeren Augen, lockern sich. Es bildet sich wieder eine Iris, während der animalische Instinkt verblasst.

Die Kugel aus Krähen senkt sich, zu einem Kreis. Eine schwarze Decke aus Gefieder, wie ein runder Schatten, liegt auf der Wüste.
Keiner macht eine Bewegung. Niemand macht eine Bewegung. 42 Minuten nichts.
Knack
Niemand macht keine Bewegung.
Knack

Plumps, das Ei zieht sich in sich selbst zusammen, schrumpft. Gleichzeitig: eine schwarze Kugel wächst aus ihm heraus über es hinaus.
Nun liegt da eine perfekte Kugel. Ein kleiner dunkler flüssiger Planet. Der anfängt, Wellen auf seiner Oberfläche zu schlagen, als würde etwas aus dieser kleinen Welt schreien und ausbrechen wollen.
Aus den Wellen werden pochende wurmende Venen, es ahmt die eben gesehene Todeswolke nach. Die Kugel wandelt sich weiter in Form und aus sich verzerrenden Wellen und Venen wird glattes wässriges Gefieder. Ein kleines glattes Krähenbaby hat sich gebildet. Zwei perfekt runde Augen blinzeln. Das erste Mal, kleine Monde, Augen, die da schauen, nein, wirklich zwei Monde, ewig klein und geschrumpft ... eigentlich nicht, nein, nicht geschrumpft, eher als wären seine Augen weit weg, obwohl man ganz nahe ist. Diese Mondaugen gucken, als hätten sie das alles schon gesehen. Strahlen eine ewige Ruhe aus. Und das wissen sie, ohne arrogant zu sein. „Die Legende hat gestimmt. Die Krähe ist im Mann wieder geboren, oder der Mann in der Krähe.“
Die kleinen Äuglein der Vögel gucken tief in seine: in die Weiten; weiten sich. Zoom nach draußen, abheben von dieser Welt, immer tiefer in den

Zoom.

Den Zooooooooooooooooom.

Und da liegt in einem Riesengerippe, in dem Knochenhaufen eines Mannes, ein kleines glucksendes Knäuel, um das die Krähen im Kreis stehen. Wir gehen weiter hoch und sehen, was die Berge mal waren, aber jetzt deutlich, riesige spitze Knochen sind noch ein noch viel größeres Wesen, das verschlungen wurde. Verschlungen von einer viel größeren Zeit und Vergessenheit.

Wir gehen viel weiter und sehen den Mond, der um die Erde kreist, und den zweiten Mond, der in Zukunft entstehen wird: zwei Monde, einen der Vergangenheit und einen der Zukunft, die ganz schnell aneinander vorbeischießen. Bis sie einen Ring aus Licht um die Erde bilden. Versuch zu sehen, wie der Lichtring von der Seite aussieht, aber er dreht sich mit. Gucke über die Erde und darunter, aber er wendet sich in alle Richtungen mit. Gucke schnell, aber er bewegt sich schneller mit. Ganz schnell. Immer schnell und schneller. Dann verschimmt er. In dieser Geschwindigkeit belichtet der Ring sich zu einem leuchtend weißen Kreis mit schwarzem Punkt in der Mitte.

Auf einmal sind sie wieder im Auge der Krähe. Sie verstehen das, was der Mann nie verstand. Ihre Augen werden wieder Augen, die nicht mehr stöbern, und huschen in der Bibliothek der Ewigkeit, im Auge der Krähe.

...

Ist Geschichte vorbei? Gelesen; kann ich jetzt wieder ...

...

Ah nee, da kommt jetzt noch was

...

Wirklich ... Ja ok ...

Alles kl...

Inzwischen ist „das magische Krähenkind von Sahara“ eine Touristenattraktion geworden. Familien kommen, essen Zuckerwatte in der Wüste, essen Wüstenzuckerwatte, was man als Wüstenkrähe halt so macht (Wüstenkrähenzuckerwatte). Freche Krähenkinder keifen ihre kümmernden Mütter an, weil sie nicht so lange in der schwarzen Schlange aus Krähen warten wollen. Die zu erlebenden Emotionen im Auge der Krähe – von Geistesblitzen, Schicksalsschlägen, Erkenntnissen und fremden Welten – werden im Nachhinein zu Blickkontakt mit psychosomatischem Effekt, Unendlichkeit wird zu Sekunden degradiert.

Man hing nicht in der Ewigkeit. Sah sie, vergaß sie, schaute weiter. Vielleicht verstand man dieses Neue, das Andere sogar kurz. Aber vor allem verstand man sich darauf, kollektiv immer die folgende Prozedur zu durchleben. Schnell schon erinnerte man sich nur noch ab und zu, bis man schließlich wieder komplett auf dem Boden der gewohnten Welt stand. Sich aber einredete, dass man sich an den Boden einer neuen Welt gewöhnt hätte.

Es bleibt bei einem Einblick.

Menschen in Krähen wiedergeboren. Menschen, die sich im Körper von Krähen bewegen.

Ein beliebter Stopp auf dem Rummel dieses Lebens. Dieses, das erste sozusagen, ging weiter, einverleibte und komprimierte ein anderes. Andere Welten sind Ausland; nur eine Erkenntnis, die es dort einzuordnen gilt. Und wenn man diesen Satz nicht versteht, dann ist man genau dem zum Opfer gefallen, was er kritisiert.

Nicht mal mehr wütend über das Verließ der eigenen Knochen, aber sie jetzt auch in sich als einzige Realität begreifend, sie annehmend, lasse ich mich mit offenen Armen von diesem Gerippe wie von einem kauenden Gebiss essen. In einem in alle Himmelsrichtungen unendlich schwarzen Raum: Schwebt vor mir das riesige Skelett eines Brustkorbes, welches, während ich meine Arme öffne, auch mich umarmt. Die Spitzen der Rippen gehen tief und tiefer in meine Haut, bis ich den Kerker vollkommen in mich eingelassen habe.“

Vage letzte Gedanken eines Mannes, der von einer Existenz, einer Geschichte verschlungen wurde: Während eine stürmende Weltengefühlnebelaffektwallungsregung ihn von oben, innen heraus auffrisst, schreibt sein überzartes Gehirn nur noch schwer zu verstehendes Künstlerkauderwelsch-Wortgewusel.

Auszug aus Mutterstaub

(...)

Es liegt ganz viel Staub in der Luft. Er glitzert, weil die Körner das Licht reflektieren. Eine Galaxie. Und dreht sich ganz langsam in einem großen Wirbel um sich, in sich selbst. Wartend, wieder stürzen zu können, wie tausend kleine brennende hungrige Sterne.

Und dann, wenn die Zeit stillsteht, legt er sich. („Dann leg ich mich.“). Und dann steht die Zeit still, für einen kurzen Moment, für einen kurzen Moment ist die Zeit keine Zeit, sondern eine Unendlichkeit, und das reicht ... und er fällt.

Legt sich wie eine Decke über alles. („Leg ich mich wie eine eiskalte Decke, ein Netz, über alles, was in der Zeit stillsteht und fang mit der Arbeit an.“)

Legt sich wie ein hauchdünnes Laken auf die genauso dünne Haut, scheint das fragile Organ zu ersetzen, es dabei zu zersetzen und sie zu Staub zu zerfressen.

Lange sind auf einmal die Minuten, in denen mir klar wird, wie schnell die Jahre vergangen sind und Mutterstaub in jede Pore geschlüpft ist und sie verstopft hat.

Die Haut beginnt sich zu rinkeln. Der Staub hat Falten, runde Windungen und Wirbel in die Haut gefräst. Schleift Kuhlen und Kerben in die Haut.

Frisst sich unter die Haut, bohrt sich tiefer in die Knochen, und langsam versteifen die Gelenke.

Und frisst sich in die Haare, dass sie grau werden. Beißt sich so tief in die Haare, dass sich ihre Beschaffenheit von Grund auf ändert und sie so grau bleiben, weil das Grau mit dem Haar wächst.

Unter den Augen scharrt der Staub Höhlen. Die Haut sackt und fällt ein. Doch er gräbt tiefer:

Unter die geschlossenen Lider. Legt sich ganz sacht auf das zitternde Auge. Und das Grau breitet sich auf der hin- und herschnappenden Iris aus, wie ein Tropfen Öl auf Wasser. Und je mehr Grau, desto langsamer wird die ängstliche Bewegung des Auges, bis es komplett ausgemalt und erstarrt ist. Ganz fein verliert der Blick an Klarheit, ganz fein verliert der Mensch an Festigkeit, an Form, seine bedachte Art. Er isst sich von Haar und Auge tiefer in den Kopf. Schmiegt sich um diesen und wühlt sich wild durch die Erinnerung. Und die Erosion macht vor einem alten, verstaubten Gedächtnis nicht halt und geht tief. Gräbt tief, holt Sachen noch ein kurzes Mal, mit einem Stechen im Kopf, einem Leuchten vor dem inneren Auge zum Vorschein, bevor sie voll und ganz verpuffen.

Und mit diesem Aufblitzen der Spur, die der Staub unweigerlich hinterlässt, wird auch mir die Zeit bewusst. Auf einmal sind zehn Jahre vergangen. („Du merkst, dass du dich nicht gut erinnerst. Und du merkst: Ich hab mich schon vor langer Zeit in dich eingefressen.“)

Viel Staub, der meiner Haut aufliegt, ein Körper, an dem ganz viel Zeit anhaftet, der viele Zeiten überdauert hat, und wird von dieser Zeit, die ihn in die Erde zerrt, zerfressen. Und eine unendliche Panik überkommt mich und ich fang an, zu kratzen, schnell und brutal. Ich kratze, kratze mir panisch den Staub aus der Haut, also versuche es. Und der Staub wirbelt hoch und ich sehe mit Entsetzen, dass sich wieder mehr Staub auf mich legt. Mit einem totalen Unverständnis merke ich, dass ich zerfalle, trotzdem. Es artet aus. In einer angstverzerrten Realität, die ein graues Korn als Feind sieht, scheuer ich mir die Haut von der Haut. Kopflös kratze ich mich blutig. Und ratze in aufgehellter Verzweiflung weiter den Körper auf ...

Der verzweifelt und triumphierend Verlorene, da liegt der offengelegte Mensch.

Und der Mensch sieht an sich hinunter, sieht durch sich durch. Der Körper ist jetzt ganz frei, ganz durchlässig, durchsichtig, wird wie eins mit der Luft. („Erschreckst, dass du Teil einer Welt wirst, dass du Teil wirst und dich verlierst?“) Panisch spring ich auf, aber breche in mich zusammen und zerfalle zu Staub.

Anna Thommes

Erbrochens in Eden (De la Ritournelle)

Erobere

bepflanzte verwilderte gebiete und
wiege es weg so
musikalisch gestützt
ins ritornell von
kosmischer flucht wenn
die erde stirbt und tost und
alles im sturm um den keim
gewickelt gezwirbelt gestrandet in
löwenzähnen gesungen und verzwitschert
auf der anderen seite eines
verfluchten sumpfes und dabei
den wind angreifen.

zentrum darf man nicht sagen

lieber

nestbau netzbau

wassertropfen wabernd

vierhändig schreiben, jeder von uns.

komm aus der höhle der

psylosophie gekrochen gekrabbelt

mit zweiunddreißig beinen verhandelt

untereinander als

sporen sammeln und irrlichtende anstalten zerbröckeln

ameisenhaufen und multiplizieren

rhizomorphe wurzelwerke aus den

anfangsenden in eine zeichenlose

feldstärke fluchtlinie

löwenzähne rübenwurzelmilche

planteaux, pflanzen

bröckelige erdehände in wühlplättern

knollen-/massenernte

hineingefluchten netzwerke

beflechten biegeeln bestirnen

erdefasern in die sterne trudeln

lassen lieder springen aus den spinnenfäden die

sich um löwenmäulchen

schlagen und winden und finden unter

hunden wölfen tragbarer ödipoden von

rinden erwogen
 erwürgen von oktopoden und dann
leise einscheiden.
 fleddern unter laubbedenken
 chaos in der kosmoswerdung
mütterlicher stiefmutterflecken in
 kinderspielvereinen asystem entfalten
entknittern, dann

kleiner sprung.
 singen.
raum vertrassen, matsch verbindfäden
 verknoten und verdinglichen beim
 schützen.

regen auf blättermilche träufeln, alle
 teile wollen gleichzeitig fallen von
baumkronen von
 sporhauben von
 chaos
 wie ein dicker berliner mit pflaumenmus
– muss.
so war das.
so wieder obstbaum auflösen:
 ausfluss aus algtau
aus daheimsein besaiten zärten
 zum geburtsort draußen im sumpf.
fischwanderung zum legeort:
 heimlich
 keimlich
 un-keimlich
 gesonnt sein, ohne regen
dekodiert unausgegoren, grünlich
entschärfung stagnierung steglauen schlummern
 schweigen.
weg zurück ins leere wurzelgrab
 lieber qualle als grünlich
– quelle.
reden über vögeln und verwirren

lassen runterschlucken
unterreichlich –
grünlich.

lass die fleischlappen sich
endlos überlappen die
tinten in fische einschnappen.

rückkehr.

näher treten statt nähertretung, wechselbalgen mit alraunen
schrei verfäden, unter-/übergraben heuschlagschmerzen euternerzen.
es ist ein pflaumen-muss, geknebelter ödipus.
marienkäferaugenreizen rötlich, blutig
bäumlich-arbiträr.

und dann:
ölige maschine tritt
ein, automatisch oder
kinder-träumerei und
aufbruch, romantisch.
techné techno
bis zum grauen morgen

zwischen fichten
fluchtlandschaften
grasgeöffneter raum und
am ende wieder „untereinander werden sie nicht grün“

untererdig.

Auf dem Weg zurück()gelesen.

in blattwechselnden schatten kriecht sich
etwas an ich, kann

so ohne schrei(b)en nicht raus

aus haut, vermisst nebelschwaden –

in die lehre, wo es schwach wird, sich aus-

kippt, sich an-

fixt, wo immer älter werdende sterne

herabrieseln zu

einfach verschleifen vor dem ab-

reißen. wer auch immer ich ist,

hat gelben faden ins haar gewoben

gehäkelt und wieder aufgezwirbelt und

wieder gehäkelt, bis sehnen

unter papieren schmolzen.

eher bis in den letzten winkel

vermessen sein, seifweiß auf

gedämpftem dieselmotor auf

dem autodeck aber

hindert sich

am nachspüren, dem was kratzt,

roh und umkocht,

was fehlt. unruhe, ruder()los über

metamorphotisches bleiben,

druck und hitze-

stein, weiß besiegt und besudelt.

an sommerabenden wird alles

lebendig, heißt es wohl in einer

fragmentsprache aus weisen marmor-

blöcken, moosig erwählt.

blöcke werden wiese, grünlich und

auf knien stehend

muss es sich freischreiben durch

unnützes waldirren hindurch durch

wüstentrockenhitzen

stützen stürzen eher sich durchbrechen

Wann soll es kühler werden?

Wohin Wort wandert

Was ist Weben eigentlich?

Schreiben führt ins Ver(s)wesen.

disteln verkratzen membranwirbel schalten zwischen
kneifenden nagelbetten und nadelwäldern die
barfüße einknicken bereißen und vereisen. Dahin, wo es sich knotet,
dann bricht.

Es löst sich nicht von alleine, nie.

ich

fühlt sich aus

aluminium gemacht,

undicht, außen lose glänzend, mit

minderem wert, verdächtig bedacht mit

buchrücken und brechenden knochen wenn

es wieder enger wird

blätter schatten werfen

auf wurzel

fasern.

Wohin fällt das Licht
Wenn es nicht mehr wärmer ist?

Meeresbluten

Das Meer blutet an diesem Abend, gebrochene Lichtscherben zu roter Gischt gemischt, dann zu Schaumkronen geformt. Ihre Spitzen ragen aus dem Wasser, himmelhoch, schleifen Wolken zu runden Kiesel, bis sie den Halt am Firmament verlieren, am Horizont entschwinden. Ich frage mich, ob sie dort zu Felsen erwachsen, watteweiche Berge, an den Hängen verfilzt. Vielleicht kriechen sie auch erneut in die Höhe, höhlen Nebelschwaden aus, um vom Himmelblau zu kosten. Die Farbe hält nie lang, ergraut bereits im nächsten Regenschauer. Tropfenweise wässert sie die Wellen, bemalt ihre Kämmen mit schwarzen Schlieren, um dann an den Klippen zu vertrocknen. Schon von Weitem kann ich ihre dunklen Formationen ausmachen, an die Küste gepresst wie ein Ertrinkender, die Füße im Treibsand versunken. Die rote Gischt würde sie nicht erreichen, nein, die Wunde hatte sich hier geöffnet, genährt von der einsetzenden Flut. Ich frage mich, wie groß sie ist, diese Wunde, ob das Riff schon blutet, in der Brandung vergeht. Vielleicht war das Meer aber vorerst nur hier aufgebrochen. Hier an meinen Zehen, die sich in den Schlick krallen, auf der Suche nach Halt in den Wellen. Woge um Woge gebärt das Wasser neues Strandgut, Muschelschalen neben Plastikflaschen, von Lichtscherben umspielt. Ihre Kanten kratzen über meine Haut, zeichnen neue Linien neben pulsierenden Adern, bemüht, die Kälte in meine Glieder zu pumpen. Das Zittern erfasst meinen Körper, schießt meine Lungen empor, bis es sich in meiner Mundhöhle festbeißt, meinen Kiefer geißelt. Meine Atmung beschleunigt sich mit jedem Zentimeter, den die Sonne weiter in die Tiefe taucht, ihre letzten Strahlen in die Lüfte speit. Schon bald wird ihr Leuchten gänzlich verblassen und mit dem Leuchten das Blut. Die Wunde wird versiegen und das Meer zum Kadaver werden, tote Flüssigkeit an Strände gepresst. Und doch wird dort stets das Rauschen sein, unübersetzbare Anklagen, die in Gehörgängen branden, für immer unverstanden.

Zwischen Wasser und Sand bemerke ich die Hülle. Sie hatte unter Schlick geschlummert, an ihren Rändern von Schlamm und Nässe verzehrt. Die Schuppen reflektieren den Sonnenuntergang, der Himmelskörper in tausendfacher Spiegelung gebannt. Langsam beuge ich meine Knie, gerade soweit, dass meine Fingerspitzen über die glatte Oberfläche streichen können. Ich folge ihren Längen, bis mein gekrümmter Rücken bereits überspült wird, die rote Gischt meine Haare verklebt. Meine Lungen kämpfen gegen das Salzwasser, husten jeglichen Zweifel aus meiner Brust. Jeglichen Zweifel daran, dass dies deine Hülle ist. Ein Überbleibsel deiner Häutung, vom

Meer fast verschluckt. Fast. Ich frage mich, ob die Fischer*innen morgen reden werden. Ob sich ihre Netze in den Schuppen verhaken, morgen früh, im Morgengrauen. Ich stelle mir vor, wie sie lachen werden, ein Laut zwischen Unglauben und Gehässigkeit. Weil sie glauben werden, du wärest tot. Weil sie die Wunden noch nicht gesehen hatten, war die blutende See doch erst am Abend errötet. Solange das Meer nur blutet, besteht noch Hoffnung. Doch das hatten sie nicht verstanden. Vielleicht auch nicht verstehen wollen. Mich macht es wütend. Mich macht es wütend, wie sie ihre Zungen für Worte verdrehen, Sätze als Trophäen in die Haare flechten. Auf dem Markt sind Gerüchte mehr wert als Gold, weil ein anderer für sie bezahlt. Du hattest zu oft bezahlt seit letztem Sommer.

Wir hatten es nicht geahnt. Wie auch, waren unsere Mägen mit fast schon kindlicher Vorfreude gesättigt, als wir die Köpfe aus dem Zugfenster streckten, Schläfe an Schläfe gepresst. Wir hatten synchron die salzbeschwerte Luft geatmet und du hattest versucht, sie mit den Händen einzufangen, den Aufbruch mit den Fingerkuppen zu ertasten. Wie sehr du dich geirrt hattest. Auch ich hatte mich geirrt. Auch ich hatte mich geirrt, als ich die brütende Großstadt verließ, wo Wohnungen zu Nistplätzen geworden waren, von Eiern überquellten. In der Hitze hatten sich flaumbedeckte Menschen aus den Kalkschalen gepellt, um den ersten Schrei auf ein Pappschild zu bannen, ihn dann auf die Straßen zu tragen. Viele von ihnen kamen zur selben Jahreszeit zur Welt. Es war, als würde die Wärme ihre Wut erneut entfachen, das entzünden, was schon seit dem Winter in ihnen schwelte. Wahrscheinlich auch schon viel länger. Zuerst waren wir noch unter ihnen gewesen, hatten die Dottersäcke mit Megafonen um unsere Bäuche gebunden und Flugblätter in verschwitzte Hände gedrückt. Du hattest stets neben mir gestanden, eine Armlänge Abstand, die von Tag zu Tag größer wurde, bis ich dich schließlich in der Menge verlor. Die Demonstrierenden hatten dein Verschwinden zum Verrat erklärt. *Protestmüdigkeit*, so nannten sie es, als hättest du deinen Kopf friedlich auf den Problemen dieser Welt gebettet und wärest dann eingeschlafen. Dabei warst du doch gerade erst aufgewacht, hattest mich angesteckt mit deinem Eifer, den Frust in Abgaswolken zu schreien, manchmal sogar Reden zu halten. Über die Böden. Über die Luft. Über die Ozeane. Vor allem über die Ozeane. Am nächsten Morgen hattest du am Bahnhof auf mich gewartet. Dein gepackter Dottersack war gelb in dein T-Shirt eingesickert, während du die Fahrkarten mit Centstücken bezahlt hattest, natürlich für zwei. Und als unsere Köpfe aus den

Zugfenstern hingen, da sahst du das Meer zuerst. Das Meer und das Blut. Der Schock blieb aus. Fast glaubte ich, ein Lächeln in deinen Mundwinkeln zu erspüren, verbittert und entschlossen zugleich. Es war, als hätte jemand die Rechtfertigung für dein Vorhaben geradewegs in dein Sichtfeld gegossen, ausgebreitet bis zum Horizont. Die Fischer*innen sehen es dennoch nicht. Einzig der Leuchtturmwärter sollte mir später erzählen, wie sein Leuchtfeuer in jenen Tagen rot durch die Abenddämmerung gewandert war. Und wenn der Lichtkegel deine Verwandlung einfing, dann hatte er geschwiegen. Er hatte immer geschwiegen.

Ich streiche erneut über die Schuppen. Die letzte Barke wird am Steg vertäut, schlägt dumpf gegen die Holzplanken. Auf mir ruhen nun die Blicke, die sonst auf deine Gestalt starrten, wenn sie in den Wellen kralte, das Gesicht in die Gischt getaucht. Sie nennen dich Seeungeheuer, ein Wort, mit dem sie ihrem Unbehagen einen Namen geben, es rechtfertigen ohne sich erklären zu müssen, weil es doch immer so gewesen war. Der Schuldige verbirgt sich im Wasser, peiniget die mutigen Männer, die von langer Fahrt heimkehren, bringt Unglück über die Bucht. Du brachtest kein Unglück, sondern Veränderung. Ihre Sprache gebrauchte diese Begriffe synonym, wenn sie über dich redeten, ihre Zungen verdrehten und Gerüchte zusammentrugen, es war schließlich bald Markt. Wenn du rausgeschwommen warst, war ich stets am Strand geblieben, hatte die Wörter zusammen mit Plastikmüll gesammelt und dir dann später nichts erzählt. Schweigen war keine schlechte Währung. Sie reichte aus, um an den Ständen Nahrung zu kaufen, nie totes Tier, weil es dich ekelte, zierten doch bereits Schuppen deine Unterarme. Es gibt ein Meer zu retten, sagtest du, wenn du dich wieder nur von Plankton und Ideen ernährt hattest. Deine Ideen waren laut. Ihr Widerhall so leise. Ich frage mich, ob du dich deshalb gehäutet hast. Gehäutet, um die Erinnerungen abzustreifen, vielleicht auch das Gefühl, gescheitert zu sein. Dabei waren es die Kinder, die du begeistern konntest. Sie verbrachten die Nächte in den Sandburgen, rüsteten das Fort mit Wassereimern auf, um am nächsten Morgen auszuziehen, bereit, für *Meereschutz* zu kämpfen. Das Wort hatten sie von dir gelernt, notierten es jetzt als Hobby in Freundschaftsbüchern. Sie nannten dich Seeschlange, wegen der Schuppen, niemals aber Ungeheuer, weil es die nur in den Märchen gab. Doch die Kinder würden später Fischer*innen sein, diese Angst fraß an dir wie das Salz, das an deinen Haarwurzeln nagte, sie büschelweise ausfallen ließ.

Einige Strähnen haben sich zwischen den Schuppen verfangen, zu weißen Krusten geformt. Du siehst alt aus in letzter Zeit. Vielleicht auch nur gezeichnet.

Ich frage mich, wo du jetzt bist. Vermute, dass du durch die Lichtscherben tauchst, die Verwandlung nun gänzlich vollzogen. Fast bilde ich mir ein, deine geschuppten Konturen in den Wellen auszumachen, von roter Gischt umgeben. Morgen werde ich wieder am Bahnhof stehen, den Eidotter auf dem Rücken verteilt. Dann werde ich die Fahrkarte mit deinen Centstücken bezahlen, doch niemand wird dort warten, dieses Mal nicht. Ich werde wieder in den Zug steigen, mich in der Großstadt erneut in Kalkschalen einnisten, bereit für die nächste Brut. Das Meer wird weiterhin bluten, doch ich werde seine Wunden nicht mehr an den Zehenspitzen spüren. Vielleicht wird der Leuchtturmwärter mich nächsten Sommer besuchen, Gerüche in seinem Leuchtfeuer verbrennen und ins Megafon schweigen. Weil er nicht mehr still sein wird, sondern sprachlos. Vielleicht wird das ein Anfang sein.

Liz Preuss

Schwimmen macht hungrig

1)

Ich denke oft an das Meer hinter den Häusern
Wie wir mein Zuhause in den vierten Stock tragen
Vor Wochen. Schreck beim Aufwachen

Zum Einzug schenkst du mir einen Stift
Wenn es das ist, soll ich einen langen Atem haben
Die Endstation kennen. Rechtzeitig aussteigen

Seitdem kein Wort mehr in den Fingerspitzen
Essen von vorgestern im Topf. Müll im Flur
Ich im Bett mit Schreibtischgedanken

Ich binde die Schuhe extrafest, für den Fall
Die Bahntür nimmt mein Spiegelbild mit
Fünf Stationen parallel zum Universum gehen

2)

Ich will einen Menschen schreiben, der ich werden kann
Neoprenhaut. Fischaugen. Finger wie Flossen
Kopf im Chlorwasser reingewaschen

Rechts links rechts ^ Links rechts links ^
Bei ^ ganzer ^ Bahn ^ Delfin ^ Rücken ohne Arme
Rechts links rechts ^ Links rechts links ^
Rechts links rechts ^ Links rechts links ^
^ ^ ^ ^ ^ ^ ^ ^ ^ ^ ^ ^ ^
Rechts links rechts ^ Links rechts links ^

Zwanzigmal am Mond vorbei. Pro Bahn
Das Herz klopft beim Kopf an. Augennebel
Wollen ist ein Wort ohne Sauerstoff

3)

Die Monde gehen aus
Ich hänge den Körper über den Beckenrand
Der Kopf macht auf

Grüne Exit-Sonnen an den Türen
Dieser Eingang war für dich bestimmt
– Alles nicht mein Text.

So fühlt sich bleiben an
Nachts auf den Fliesen mit großen Schuhen im Spind
Lippen blau vom Vergessen

Meine Wut ist groß wie Plastikpalmen
Ich bin ein ausgewachsenes Kind
Schwimmen macht hungrig

4)

Wann beginnt das Treiben
Auf einer gefällten Palme
In der verpassten Bahn durch knietiefes Wasser

Das Zauberland als Kind nie verstanden
Ein trauriger Mensch ohne Haut
Zug mit nur einer Richtung

Meinen Namen wiederholen
Bis er zur Fuge in den Zähnen wird
Wellen mit der Zunge schlagen

Ich möchte ein Mensch werden, der ich sein kann
Auf den Fliesen in den Bauch atmen
Es gibt einen Ort in der Welt

Vitae der Preisträger*innen

Johanna Klara Bauer

Seit April 2022 stehe ich auf Poetry-Slam-Bühnen. 2023 habe ich zuerst die U20-NRW-Meisterschaft in Düsseldorf gewonnen und im Oktober sogar die deutschsprachige U20-Meisterschaft in Frankfurt am Main – und das während meiner Studieneinführungswoche. Geboren und aufgewachsen in Duisburg, zuhause auf Bühnen im ganzen Land. Meine Texte sind eine Mischung aus politischen Beobachtungen, absurdem Alltagsblick und Slam-Stil, also mal trocken-humorig, mal nachdenklich-beziehungskritisch, meistens beides. Schreiben bedeutet für mich, Menschen (für ein paar Minuten) in (m)eine Welt mitzunehmen, mit Sprache, Witz und einer gehörigen Menge meiner eigenen Verwirrtheit. Im September 2025 ist mein erstes Buch „Reifegrade von Äpfeln“ im Lektora Verlag erschienen.

Maria Buchtijarova

Seit etwa fünf Jahren schreibe ich – hauptsächlich über den Krieg in meiner Heimat, der Ukraine, und über meine Erfahrungen. Ich mache bei Literaturwettbewerben mit, sowohl in der Ukraine als auch in Deutschland. Hier habe ich sogar ein paar Preise gewonnen: Claras Preis, Albertus Magnus Preis, Regionalpreis 6. Vechtaer Jugendliteraturpreis und den zweiten Platz beim 7. Vechtaer Jugendliteraturpreis!

Miu Dehnel

Drang, Wunsch und manchmal Pflicht, Figuren eine Stimme zu geben, bringen mich immer wieder zum Erzählen. Meist sind es Außenseiter, Ausreißer, widerspenstige Gestalten, die noch keinen Platz in der Welt gefunden haben – lost Kids, wie Peter Pan sie nennt. So wie meine Figuren bin auch ich wütend auf eine Welt, in der Ungerechtigkeit wächst, Hass sich ausbreitet und Kinder zwischen Trümmern und Drohnenlärm aufwachsen. Meine Geschichten spielen in Städten, die mich geprägt haben – Berlin, wo ich aufgewachsen bin, und Manchester, wo ich ein Jahr Literatur studierte und ein zweites Zuhause fand – oder in Welten, die nur in meiner Fantasie existieren.

Souat Eslek

Freier Theatermacher und Schriftstellerin, Bad Tattoo Artist, Things-maker and -seller, Erfinder, lernt, entdeckt, studiert, zieht weiter. Veröffentlicht Beiträge in verschiedenen Anthologien, schreibt Stücke und ist online unterwegs.

Alfred Adiel Francis

Ich schreibe und skate und zeichne, trampe und rede gern. Aber eigentlich mach' ich alles, was man gern macht gern. Ich lebe seit diesem Jahr in einem Künstler*innenhaus, das ist krass, aber gut, genau was ich mir gewünscht habe. Ich habe vorgestern erfahren, dass es im November abgerissen wird, ... nicht so schlimm, ich wollt eh nach Granada und wär sonst nicht aus'm Arsch gekommen. Zurzeit restauriere ich einen Wohnanhänger. Das erschließt sich aus oben genannten Informationen und den sich daraus ergebenden unterschlupftechnischen Schwierigkeiten. Ich habe kein Auto. Schreiben ist die Grundlage für alle Medien, wo Geschichten zum Leben erwachen. Also alle coolen Dinge, die richtig stimulierend sind. Film, Theater und Rap, ... für diese Dinge habe ich mit dem Schreiben angefangen.

Thiess Girardet

Aus Berlin-Kreuzberg (wichtig (ein bisschen zu wichtig (fast schon peinlich))), mache Filme, Fotos und Texte – liebe alle drei (gleich doll (außer Fotos, die ein bisschen weniger)). Finde gut: Schatten (im Sommer), Sonne (Rest des Jahres), Kartenspiele, Hingucken (politisch, persönlich, aus Interesse), Erdbeeren, Reden (politisch, persönlich, aus Interesse), Ingwer. Finde schlecht: Boote (kotz), Essig (kotz), Raufasertapeten, Abwaschen, Pastellfarben. Finde ambivalent: Seen, Ordnung, Bus fahren, Bananen, große Egos, Technik, Türkis. Finde solche Texte schwierig: muss man sich was ausdenken, eine Form, am besten noch mit Metaebene – schwierig.

Jasmina Jarysz

Jasmina Jarysz ist dauerhaft angespannt, weil Spannung wie Strom durch ihr Leben fließt, es motorisiert, bis sie sich aus Rotationen hinausschreibt in ein Stück Realität, das manchmal sogar den Anschein erweckt, echt zu sein. Echt ist auch das Medizinstudium, das sie zum Wintersemester an der Charité beginnt, auch wenn es jetzt noch wie Fiktion erscheint, der Pitch einer von vielen möglichen Zukünften, der jetzt plötzlich der eigene ist. Während der letzten Rotationen stand sie in einem französischen Klassenzimmer als Deutschassistentin vor 25 möglichen Zukünften, von denen keine ihre eigene war und die sie doch irgendwie mitgestaltete. Hinausgeschrieben hat sie sich mit ihrem Text „Der Himmel wird ausgewrungen“, mit dem sie zum 2. Mal den THEO – Berlin-Brandenburgischer Preis für Junge Literatur gewann und auf dem 25. internationalen literaturfestival berlin auftrat. Zwischen den Elektronen entstehen manchmal Räume für Rhythmen auf Cajón und Schlagzeug. Die Spannung schwingt mit.

Loreley Löffler

Loreley Löffler (*2007 in Goslar) ist book antiqua, ein dead girl in the pool, Cadmiumgelb und 100 Jahre Einsamkeit. Sie liebt Sprache und Kunst in allen Formen. Wenn ihr langweilig ist, schreibt sie gerne pseudo-poetische Texte, denkt pseudo-philosophische Gedanken oder tagträumt. Irgendwann möchte sie mal Philosophie studieren, eine Salvador-Dalí-Uhr besitzen und Anna Karenina gelesen haben, jetzt gerade geht sie aber noch in der Nähe von Hamburg zur Schule.

Maya Miyata

Lese sehr gerne und etwas unbeständig, schreibe selten, aber dann eher viel. Eigentlich ungern auf Deutsch, inzwischen passiert aber kein Englisch. Versuche hauptsächlich klassische Musik, mal sehen, wie das wird. Scheinbar nicht gut auf Personalpronomen der ersten Person Singular zu sprechen, aber das legt sich wieder.

Victoria Neuser

victoria neuser, geboren 2004 in siegen, schreibt, sortiert, denkt und (de-)codet wortbrüche // arbeitet mit sprache wie mit material :::
formt, verschiebt, zerteilt, fügt wieder zusammen.

Charlotte Obenaus

2005 in Dresden geboren, studiert Philosophie in Leipzig, hat davor ein Jahr in Paris gelebt (muss deswegen hin und wieder ça va oder tranquille sagen), schreibt Lyrik, Kurzprosa und irgendwann mal mehr, analysiert ihre Nachtträume und tagträumt von mesopotamischen Ausgrabungen, Tempeln in Kyoto und byzantinischen Altären.

Liz Preuss

Liz wurde 2004 in Rüdesheim geboren. Studiert seit 2023 Publizistik und Komparatistik an der Johannes Gutenberg-Universität (JGU) in Mainz. Sucht meistens nach Bildern für Gefühle und glaubt an die Sanftheit. Sie dachte, es hilft, ein Jahr Germanistik neben dem Abi zu studieren und jetzt kann sie ein bisschen Mittelhochdeutsch. Sie findet sich sehr Gen Z und glänzt durch zu viel Bildschirmzeit. Liz hat ein paar coole Literaturpreise gewonnen und dabei tolle Menschen kennengelernt, besonders beim Jungen Literaturforum Hessen-Thüringen. Sie träumt von einem Volontariat im Journalismus.

Jona Rogalski

Ich bin in Berlin geboren und studiere hier Deutsche Philologie und Philosophie. Das klingt schlau und macht Spaß. Davor habe ich ein Freiwilliges Soziales Jahr (FSJ) in der Dramaturgie des Deutschen Theater Berlin absolviert. Zu meinen aktuellen Projekten gehören die Rettung meiner Zimmerpflanzen, mein kaputter Toaster und die unauffällige Umgestaltung eines Supermarktes in meiner Nähe durch Vertauschen von Chips- und Nudelpackungen. Ich finde, dass Tauben zu viel Hass abkriegen. Weil es mich nervt, wenn Leute immer alles aussprechen, was sie denken, schreibe ich es lieber auf. Meine Texte durfte ich unter anderem beim Bonner Literaturpreis und auf der lit.COLOGNE lesen. Lieblingsobst: Erdbeeren, knapp über Kirschen. Keine Äpfel.

Ruben Schastok

Ich bin Ruben Schastok, 2009 in Berlin geboren. Schon als Kind war ich neugierig und hatte Interesse an handwerklichen Dingen. Später in der Schule lernte ich, schnell und effektiv zu arbeiten und zu schreiben. Ich interessiere mich sehr für Architektur, Wissenschaft in all ihren Facetten und für die Zukunft der Menschheit. Ich bin fasziniert vom Menschen und seinem Schaffen, von den großartigen intellektuellen Errungenschaften und der Komplexität der Welt, die immer neue Sichtweisen zum Entdecken bietet. Ich begeistere mich für Gedankenwelten und merke gleichzeitig, wie wichtig ein bodenständiger, körperlicher Ausgleich ist. Schreiben bringt Denkprozesse weiter und eröffnet großartige Möglichkeiten – ohne Schrift wäre der Mensch wohl ein anderer. Beruflich strebe ich aktuell ein Architekturstudium oder eine Unternehmensgründung an.

Findus Scheuerling

2005 geboren. Lebt auf 28,65 Quadratmetern. Fühlt sich am vollkommens-ten beim Abwasch-Machen, Socken-Wieder-Hochziehen und beim Ver-lieben. Liebt Badezimmerfliesen und Weiß-Schwarz-Filme. Starrt an Decken, aus Ringbahnfenstern oder auf Vorübergehendes, ungern mit Fixpunkt, starrt auf Papiere, auf denen etwas stehen könnte. Dabei können Jahre vergehen. Macht seit sieben Jahren Kunst über dieselbe Sache, obwohl das doch langweilig werden sollte. Würde gerne einmal wieder über das Morgen nachdenken. Macht mittelmäßigen Kaffee und ansonsten irgendetwas mit Theater. Hat noch nie ehrlich etwas beendet. Wird langsam Zeit. Außerdem: Schreibt ausschließlich gegen seinen eigenen Willen.

Pina Schulze

Ich bin 15 Jahre alt, lebe in Stuttgart und schreibe schon seit Ewigkeiten. Oft nebenbei und inspiriert durch andere Texte, den Himmel, Menschen oder ein ganz starkes Gefühl. Ich liebe Theater, Englisch sprechen, reisen und mich mit anderen zu freuen.

Coralie Josephine Spohr

Geboren 2013 in Blaustein, lebt Coralie Josephine Spohr heute in Nürnberg. Sie ist Mitglied der Autor*innengruppe „Wortwerk“ und entdeckt dort immer neue Formen des literarischen Ausdrucks. Neben dem Schreiben und Lesen begeistert sie sich für Poetry Slams, bei denen sie bereits mehrfach auf-getreten ist. Ihre Texte verbinden genaue Beobachtung mit sprachlichem Witz und Experimentierfreude. Wenn sie nicht schreibt, spielt sie Klavier oder geht mit ihrer Französischen Bulldogge in die Buchhandlung.

Sophie Steger

Ich komme aus Jena und studiere Vergleichende Literaturwissenschaften in Innsbruck. Ich mag Bücher und schreiben, natürlich mag ich Bücher und schreiben, jeder hier mag Bücher und schreiben (wahrscheinlich) oder so. Ich schreibe Prosatexte, hauptsächlich mit autofiktionalen Elementen, auch wenn dies manchmal gar nicht geplant ist. Ich konnte einige meiner Texte bereits publizieren, zum Beispiel in den Literarischen Blättern.

Liam Talbot

Ich mag Musik hören und auch spielen, und ich mag Granatapfel und lesen und schreiben und sowas, das mag ich auch, nur sowas schreiben, das nicht so ganz vielleicht.

Anna Thommes

Zwischen Neckar und Odenwald aufgewachsen, mit dem Großvater im Bach geangelt und auf Bäume geklettert, schon immer in Märchen geträumt. Mit 17 aus dem Dorf nach Frankfurt gefallen, studiere Allgemeine und Vergleichende Literaturwissenschaft, mit Theorie und Leib und Seele, oder Ähnliches, auf jeden Fall frei geworden. Schreibe schon immer, seit ich kann, lange Märchen, dann Fantasy und dann irgendwann Lyrik, von der ich nicht mehr loskomme und die sich freier anfühlt als Sätze und Semantik. Im Schreiben fürchte ich mich vor dem Ich, das sich aber in die Sprache der Pflanzen mischt, vielleicht vegetative Wurzelwerke mit menschlichem Anstrich. Textarbeit, auch mit echten Fäden beim Häkeln, eine Monstera namens Freya, Mittelaltermärkte im Sommer, ungesunde Liebe zur Sonne, Singen und dabei den Vögeln weiter zuhören wollen. Liebe in den Fingerspitzen, Ölfarbe spürbar auf eingestaubten Leinwänden. Schmerz der Erde zum eigenen geworden und der eigene zu dem der Erde. Schwierig ohne Verse.

Marie Helene Zwicker

Geboren 2003 in Mainz, nach zehn bis dreizehn Umzügen lebt sie in Berlin und in dessen Kiefernwäldern, studiert Politikwissenschaft, hat ihre Zunge geborgen.

Anthologien

Ich sage was, was du nicht siehst

39. Treffen junger Autor*innen 2024

flüssiges land und feste ideen

38. Treffen junger Autor*innen 2023

ich kleide mich in worte

37. Treffen junger Autor*innen 2022

als würden sich die Worte drehen durch Schneckenhäuser.

36. Treffen junger Autor*innen 2021

An der Brücke zur Realität

35. Treffen junger Autor*innen 2020

Als ob Haut kein Gedächtnis hätte

34. Treffen junger Autor*innen 2019

stets der unangepasste fällt aus dem nest

33. Treffen junger Autor*innen 2018

Es ist nicht ausgeschlossen, dass es besser wird.

32. Treffen junger Autoren 2017

Binde der Welt die Schnürsenkel zu!

31. Treffen junger Autoren 2016

jeden schatten wirfst du selbst

30. Treffen junger Autoren 2015

Rostschutzmittel

29. Treffen junger Autoren 2014

Sätze über Planken

28. Treffen junger Autoren 2013

ich stell dir die schatten schärfer

27. Treffen junger Autoren 2012

Hundert Herzschräge Freigepäck

26. Treffen junger Autoren 2011

Jetzt Hier. Und wieder.

25. Treffen junger Autoren 2010

schräg gegens licht

24. Treffen junger Autoren 2009
(nur im Buchhandel)

während du wegsiehst

23. Treffen junger Autoren 2008
(nur im Buchhandel)

Der Horizont hängt schief

22. Treffen junger Autoren 2007

Ganz nah gegenüber

21. Treffen junger Autoren 2006

Als wäre jemand in der Nähe

20. Treffen junger Autoren 2005

Hinter der Stirn

19. Treffen junger Autoren 2004

Neben mir saß einer ...

18. Treffen junger Autoren 2003

Die Anthologien sind im Online-Shop der Berliner Festspiele
und / oder im Buchhandel erhältlich.

Treffen junger Autor*innen

Jury

Yevgeniy Breyger

Rabea Edel

Valeria Gordeev

Kristin Höller

Sulaiman Masomi

Ivy Nuss

Rike Scheffler

Daniela Seel

Olivia Wenzel

Kuratorium

Annette Steenzen (Vorsitz)

Bundesministerium für Bildung, Familie, Senioren, Frauen und Jugend, Berlin

Monika Bürvenich

Bundesministerium für Bildung, Familie, Senioren, Frauen und Jugend, Berlin

Michael Au

Ministerium für Familie, Frauen, Kultur und Integration des Landes Rheinland-Pfalz, Mainz

Ilona Einwohlt

Arbeitskreis Jugendliteratur e.V., Darmstadt

Björn Jäger

Hessisches Literaturforum, Frankfurt am Main

Kirsten Redlin

Ministerium für Allgemeine und Berufliche Bildung, Wissenschaft, Forschung und Kultur des Landes Schleswig-Holstein, vertreten durch Hannah Rau

Uwe Schulz

Ministerium für Kinder, Jugend, Familie, Gleichstellung, Flucht und Integration des Landes Nordrhein-Westfalen, Düsseldorf

Catrin Wafula

Senatsverwaltung für Bildung, Jugend und Familie, Berlin

Veranstalter

Berliner Festspiele

Ein Geschäftsbereich der Kulturveranstaltungen des Bundes in Berlin GmbH
Gefördert durch den Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien

Intendanz

Matthias Pees

Kaufmännische Geschäftsführung

Charlotte Sieben

Leitung Kommunikation

Claudia Nola

Leitung Technik

Matthias Schäfer

Künstlerische Betriebsdirektion

Christine Leyerle

Leitung Treffen junge Szene

Susanne Chrudina

Informationen zum
Treffen junger Autor*innen
unter
**[berlinerfestspiele.de/treffen-junge-szene/
treffen-junger-autorinnen](http://berlinerfestspiele.de/treffen-junge-szene/treffen-junger-autorinnen)**

Gefördert vom:



Bundesministerium
für Bildung, Familie, Senioren,
Frauen und Jugend



9 783982 618227

Hallo Welt.
Kannst du mich
hören?

